

# LAUTES UND LEISES LESEN IN DER ANTIKE

## *Einleitung\**

Als Kulturtechnik von zentraler Bedeutung ist das Lesen gerade in jüngerer Zeit Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses geworden. In der noch verhältnismäßig jungen ‚Leseforschung‘ finden neben etwa physiologischen, soziologischen und didaktischen Fragestellungen auch historische Aspekte Beachtung, wie eine Reihe von Spezialstudien zur Lesekultur einzelner Epochen sowie Überblicksdarstellungen der ‚Geschichte des Lesens‘ zeigen. Naturgemäß hat man sich hier auch für die Anfänge des Lesens interessiert, das, wenigstens für den abendländischen Kulturraum, erstmals in der griechisch-römischen Antike eine nennenswerte Ausbreitung erfuhr.

Das antike Lesen dient der Leseforschung freilich meist nur als Folie zu späteren oder den heutigen Gegebenheiten, denn die Quellenlage läßt nach Anzahl und Art der Zeugnisse die detaillier-

---

\*) Abgekürzt zitiert werden folgende Bücher und Aufsätze: Balogh: Josef Balogh, *Voces Paginarum. Beiträge zur Geschichte des lauten Lesens und Schreibens*, *Philologus* 82 (1927) 84–109, 202–240; Bonner: Stanley F. Bonner, *Education in Ancient Rome. From the Elder Cato to the Younger Pliny*, London 1977; Burnyeat: M[yles] F. Burnyeat, *Postscript on Silent Reading*, *CQ* 47 (1997) 74–76; Gavrilov: A[leksandr] K. Gavrilov, *Techniques of Reading in Classical Antiquity*, *CQ* 47 (1997) 56–73; Hendrickson: G[eorge] L. Hendrickson, *Ancient Reading*, *CJ* 25 (1929) 182–196; Knox: Bernard M.W. Knox, *Silent Reading in Antiquity*, *GRBS* 9 (1968) 421–435; Marrou: Henri Irénée Marrou, *Geschichte der Erziehung im Altertum*, München 1977 (= *Histoire de l'éducation dans l'antiquité*, Paris 71976); Raible: Wolfgang Raible, *Zur Entwicklung von Alphabetschrift-Systemen: is fecit cui prodest*, *SHAW* 1991,1, 5–42; Steinmann: Martin Steinmann, *Römisches Schriftwesen*, in: Fritz Graf (Hrsg.), *Einleitung in die lateinische Philologie*, Stuttgart/Leipzig 1997, 74–91; Vogt-Spira: Gregor Vogt-Spira, *Vox und Littera. Der Buchstabe zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der grammatischen Tradition*, *Poetica* 23 (1991) 295–327.

Meinem Lehrer Wolfgang Dieter Lebek danke ich herzlich für Rat und Kritik, ebenso meinen Freunden Daniel Fulda und Farouk Grewing für ihre unermüdete Gesprächsbereitschaft, schließlich Stephan Schröder für einige hilfreiche Hinweise.

te Erforschung vieler Bereiche schlichtweg gar nicht zu. Die Leser können nicht mehr direkt befragt werden. Auskunft geben können nur die überlieferten Texte, und hierbei steht vor der wissenschaftlichen Erkenntnis die philologische Interpretation. Die Sache ist nicht immer leicht, zumal die Texte meist gar nicht auf die heutigen Fragestellungen zugeschnitten sind. Bezeichnenderweise ist schon in einer *prima vista* ‚äußerlichen‘ Frage wie derjenigen, ob man in der Antike üblicherweise laut oder leise zu lesen pflegte, derzeit keine Einigkeit erreicht. (Kein antiker Autor hat sich explizit hierzu geäußert.) Eine solche Frage ist aber nicht nur ‚interessant‘, sondern einmal für die Interpretation der antiken Literatur von Bedeutung, zum anderen in übergreifenden Betrachtungen entscheidend für Entwicklungsmodelle und Epochenenteilung einer ‚Lesegeschichte‘.<sup>1</sup>

Gemeinhin wird angenommen, daß in der Antike – in charakteristischem Unterschied zu den heutigen Gepflogenheiten – das ‚normale‘ Lesen sich laut vollzog, d. h. daß üblicherweise das Gelesene zugleich auch vernehmlich ausgesprochen wurde. Diese Ansicht vertrat bereits Eduard Norden in der Einleitung zu seiner ‚Antiken Kunstprosa‘ (1898), nachdem zuvor schon Christoph Martin Wieland und Friedrich Nietzsche sich in diesem Sinne geäußert hatten. Norden stieß mit der Interpretation von Augustins Bericht über das lautlose Lesen des Bischofs Ambrosius (Conf. 6,3) eine Reihe von Beobachtungen und Untersuchungen über das antike Lesen an.<sup>2</sup> Unter diesen ragt die 1927 erschienene Abhandlung ‚Voces paginarum‘ des ungarischen Gelehrten Josef

---

1) Auf die Bedeutung eines ‚Paradigmas des lauten Lesens‘ im Rahmen der Lesegeschichte, namentlich auch der Funktion von Ansichten über das antike Lesen, verweist M. Bickenbach, *Von den Möglichkeiten einer ‚inneren‘ Geschichte des Lesens*, Tübingen 1999 (Communicatio; Bd. 20), 7f. Von den tatsächlichen antiken Gegebenheiten nimmt die vorzügliche Studie gemäß ihrer Zielsetzung eher am Rande und hauptsächlich durch Vermittlung der hier besprochenen Sekundärliteratur Notiz. Auf Einzelheiten des Kapitels ‚Von lauter und stiller Lektüre in Antike und Mittelalter‘ (53–93), insbesondere die von der Voraussetzung einer „stillen Rezeption“ ausgehenden Überlegungen und die Zustimmung zu den Thesen von J. Svenbro (Phrasikleia. Anthropologie de la lecture en Grèce ancienne, Paris 1988; hierzu W. Rösler, *Gnomon* 64 [1992] 1–3) kann hier nicht näher eingegangen werden.

2) E. Norden, *Die antike Kunstprosa. Vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance*, Leipzig/Berlin 1898, 6; vgl. die dritte Auflage von 1915, (Nachtr.) 1–3; einiges weitere Material auch bei S. Sudhaus, *Lautes und leises Beten*, *Archiv für Religionswissenschaft* 9 (1906) 185–200, bes. 190 Anm. 2.

Balogh heraus, die das laute Lesen mit einer Fülle von Belegen vor allem spätantiker Zeit dokumentiert. Zusammen mit der fast zeitgleich entstandenen Untersuchung George L. Hendricksons (1929), die mehr die klassische Zeit in den Blick nimmt, hat Baloghs Arbeit maßgeblich dazu beigetragen, die *Communis opinio* vom grundsätzlich lauten Lesen in der Altertumswissenschaft zu verankern. In jüngerer Zeit griff man das Thema wieder auf und forschte, mit etwas verändertem Blickwinkel, den ‚Strukturen der Mündlichkeit‘<sup>3</sup> nach, die die antike Literatur durchziehen und eindeutig darauf hinweisen, daß die Werke der verschiedenen Gattungen nicht zu stummer Lektüre, sondern stets zur lautlichen Realisation bestimmt waren. Insgesamt wurde so im Laufe der Zeit ein Netz einander stützender und ergänzender Informationen geknüpft, das die Vorstellung vom lauten Lesen als vermeintlich sicheres Wissen von den Zuständen in der Antike verbuchen läßt.

Gleichwohl sind auch Gegenstimmen laut geworden. Zunächst hat Bernard M. W. Knox in einem Aufsatz über ‚Silent Reading in Antiquity‘ (1968) Zweifel an der Allgemeingültigkeit von Baloghs These angemeldet. In seinen Augen ist es nicht plausibel, sich die Lektüre sehr großer Textmengen (eines der Beispiele ist Kallimachos, der den Bestand der Bibliothek von Alexandria in dem Katalog der *Pinakes* zusammenfaßte) als hörbaren Vorgang zu denken. Im Gegenzug werden Stellen aus dem attischen Drama (Euripides, Aristophanes) vorgeführt, bei denen das auf der Bühne dargestellte Lesen eines Briefes eindeutig, wie der Handlungsfortgang zeigt, von den Mitspielern und Zuschauern nicht gehört werden kann. Hiermit soll bewiesen werden, daß leises Lesen durchaus nicht so unüblich gewesen sei, wie es Balogh behauptet hatte.

Obgleich Knox’ provokant formulierte Kritik weithin als „überzogen“ zurückgewiesen wurde,<sup>4</sup> fand sein Ansatz eine Fortführung in zwei Beiträgen, die 1997 im *Classical Quarterly* er-

---

3) So der Titel eines Freiburger Kolloquiums von 1989. Vgl. den Tagungsband: G. Vogt-Spira (Hrsg.), *Strukturen der Mündlichkeit in der römischen Literatur*, Tübingen 1990 (Script-Oralia: Reihe A, Altertumswissenschaftliche Reihe; Bd. 4). Eine umfangreiche Bibliographie für den griechischen Bereich bietet etwa das Buch von Rosalind Thomas, *Literacy and Orality in Ancient Greece*, Cambridge 1992.

4) Vogt-Spira 295 Anm. 2, vgl. E. Lefèvre, *Die römische Literatur zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*, in: *Strukturen der Mündlichkeit* (wie vorige Anm.) 9–15, hier 14f. „Nur destruktiv“ nach Raible 9 Anm. 9.

schienen: ‚Reading Techniques in Classical Antiquity‘ des russischen Gelehrten Aleksandr K. Gavrilov, begleitend ein ‚Postscript on Silent Reading‘ von Myles F. Burnyeat. Beide Forscher gelangen über eine radikale Infragestellung der Allgemeinansicht vom lauten Lesen zur Behauptung des Gegenteils: „the ordinariness of reading to oneself [= d. i. stummes Lesen im Unterschied zum lauten, S. B.] from the classical Greek to the late Roman periods.“<sup>5</sup> Mit diesem (von den Verfassern auch so verstandenen) Angriff auf die *Communis opinio* ist die Diskussion um das antike Lesen neu eröffnet.

Methodisch unterscheidet sich Gavrilovs Ansatz von dem bis dato geübten ‚philologischen‘ Verfahren insofern, als er – wie vor ihm ansatzweise schon Wolfgang Rösler<sup>6</sup> – Erkenntnisse der modernen Leseforschung als Argumente in die Waagschale wirft. Insbesondere wird darauf Wert gelegt, daß geübte Leser stets lautlos schneller lesen können als mit Stimme, eine Feststellung, die kulturübergreifend und unabhängig vom verwendeten Schriftsystem getroffen wurde.<sup>7</sup> Hinzu kommt, daß geübte Leser mühelos in der Lage sind, zwischen den drei von der Leseforschung unterschiedenen Lesestufen (1. lautes Lesen; 2. „subvocalisation“, d. h. Lippen-, Zungen- und Kehlkopfbewegungen, jedoch ohne Lauterzeugung; 3. stummes Lesen)<sup>8</sup> hin- und herzuschalten, so daß (allgemein und so auch für die Antike) verschiedene Leseweisen oft eng miteinander verschränkt und nicht als einander ausschließende Alternativen zu denken seien.

Auf dieser Grundlage interpretiert Gavrilov die Ambrosius-Szene aus den *Confessiones*: Ambrosius’ Schweigen sei Zeichen des geübten Lesers, der sich in seine Lektüre vertieft habe, und die Bemerkung Augustins hierüber sei nicht, wie üblicherweise angenommen, ein Wundern über die ungewöhnliche Leseweise, sondern zeige die Erschütterung des Belehrung Suchenden, der sich durch dieses Verhalten ausgeschlossen fühle. Hiermit sieht Gavri-

---

5) Gavrilov 69; vgl. Burnyeat 74 f.

6) W. Rösler, Die Entdeckung der Fiktionalität in der Antike, *Poetica* 12 (1980) 283–319, hier 316 Anm. 92 (ausführlicheres Zitat folgt in Abschnitt II).

7) Nach W.S. Gray, *The Teaching of Reading: An International View*, Cambridge, MA, 1957, 13; bei Gavrilov 58 weitere einschlägige Literatur aus der psychologisch-physiologischen Leseforschung.

8) Diese Einteilung nach E. Gibson / H. Levin, *The Psychology of Reading*, Cambridge, MA, 1975.

lov das ‚Hauptzeugnis‘ („Explicit A“ genannt wie schon bei Knox) für die These des grundsätzlich lauten Lesens entkräftet.<sup>9</sup> Mit einer neuen Sammlung von Belegstellen aus der gesamten antiken Literatur, an denen lautloses Lesen erwähnt wird, ergänzt er die von Knox gebotenen Beispiele. Aus dem Befund folgert Gavrilov, daß den Alten beide Möglichkeiten, lautes wie stummes Lesen, zu Gebote standen und je nach Situation angewendet wurden. „They appreciated both the advantages of silent reading, in terms of concentration, speed, and absorption of material, and the artistic demands and rewards of reading aloud.“<sup>10</sup> Hinter dieser Formulierung scheint eine dichotome Auffassung des Lesens durch, die bereits bei Knox angelegt ist, die Aufteilung nämlich in ‚literarische‘ und ‚nicht-literarische‘ Texte.<sup>11</sup> Während bei ‚literarischen‘ Texten wie Dichtung, Deklamationen usw. sowie beim dazugehörigen Schulbetrieb die antiken Sekundärzeugnisse wie die Texte selbst unbestreitbar für die Praxis des lauten Lesens sprechen, soll bei Texten ohne literarischen Anspruch („letters, wills, memoranda, inscriptions“<sup>12</sup>) sowie bei umfangreichen Werken, die man mehr um des Inhalts als der Form willen liest, das stumme Lesen üblich gewesen sein.<sup>13</sup>

Der Gavrilovschen Feststellung, daß es sowohl lautes wie leises Lesen gegeben habe, ist ohne Einschränkung zuzustimmen. Die Behauptung, in der Antike habe man nicht leise lesen können, ist ohnehin ein merkwürdiges Mißverständnis (hierzu noch im Schlußteil). Bei den weitergehenden Schlüssen ist jedoch Vorsicht angezeigt. Schon bei der Einteilung des Geschriebenen in ‚literarisch‘ und ‚nicht-literarisch‘ erheben sich Bedenken, denn wo wollte man, praktisch gesehen, eine Grenze ziehen? Bei Dichtung mag die Sache eindeutig sein (obgleich ja auch Verse und Prosa im antiken Schriftbild oft nicht unterschieden wurden), doch bei Re-

---

9) Gavrilov 61–66. In Gavrilovs Deutung verschwimmt ein wenig, daß der Kommentar K. v. Raumers, den er gewissermaßen als Repräsentant einer ‚vor-Nordenschen‘ und damit noch ideologisch unverstellten Lösung präsentiert („the only acceptable sense“, 65), nichts als die Paraphrase einer der von Augustin selbst erwogenen Erklärungen für Ambrosius’ Leseverhalten darstellt.

10) Gavrilov 69.

11) Knox passim, besonders 427 f. („ancient reading of literary texts was usually vocal“, „literary reading“ usw.).

12) Knox 428.

13) Gavrilov 68 f. („silent reading of letters as the norm“ usw.), vgl. Knox 435.

den, Briefen, Commentarien, was gar bei ‚gemischten‘ Texten? Sollte etwa ein Leser verstummen, sobald er bemerkt, daß der angelesene Text ein ‚Sachtext‘ ist anstelle der vermuteten ‚Literatur‘, und umgekehrt?

Doch mag man diese Frage zunächst beiseite lassen und sich einem grundlegenden Problem zuwenden: Ob eine auf Erkenntnissen der modernen Leseforschung – selbst wenn sie kulturübergreifend gewonnen wurden – basierende Hypothese tatsächlich ein geeignetes Erklärungsmodell für die antiken Zustände (sprich: den Befund der Texte) abgeben kann, muß daran gemessen werden, ob sie im Einzelfall tatsächlich die bessere Erklärung bietet, und zwar nicht an einem oder an wenigen ausgewählten Beispielen, sondern mindestens in der Mehrzahl der Fälle. Diesen Nachweis sind die Vertreter des ‚modernen‘ Ansatzes bislang schuldig geblieben.

Ein zweites beachtenswertes Moment steckt etwas unter der Oberfläche. Zunächst geht es den Autoren darum, das Still-Lesen neben dem hinreichend dokumentierten lauten Lesen als gleichberechtigte Möglichkeit zu etablieren. Mit der oben beschriebenen Aufteilung ist jedoch zugleich auch eine Wertung verbunden: Indem das laute Lesen dem Bereich der ‚Kunst‘ zugewiesen wird, ergibt sich zwangsläufig – ohne daß diese Konsequenz immer so klar formuliert würde –, daß das im ‚Alltagsbereich‘ und vor allem auch von Viellesern geübte lautlose Lesen gewissermaßen den Normalfall darstellen soll. Hier besteht der dringende Verdacht, daß mit einem Modell, das ganz unverhohlen die heutigen Lesepraktiken reflektiert,<sup>14</sup> zugunsten einer einfachen und universalen Erklärung eben doch spezifische Eigenheiten der antiken Kultur übergangen und eingeengt werden.

Dies alles ist nicht zuletzt auch methodisch bedenklich. Denn wenn es schon grundsätzlich statthaft ist, von eigenen Erfahrungen auszugehen, so muß man sich doch bewußt bleiben, daß es sich anderswo auch anders verhalten haben kann. Das philologische Verfahren gebietet, den antiken Zeugnissen ihre eigene Aussage abzulauschen, nicht ihnen moderne Ansichten überzustülpen. Wenn etwa argumentiert wird: „Die Vorstellung eines stundenlangen, sich gar über den ganzen Tag erstreckenden lauten Lesens mu-

14) Dies wird auch expliziert: „[...] the phenomenon of reading itself is fundamentally the same in modern and in ancient culture“ (Gavrilov 69); „[...] there remains evidence that the ancients often read aloud (as do poets and parents today), but no serious evidence that it was rare for them to read silently“ (Burnyeat 74 f.).

tet nahezu absurd an“<sup>15</sup>, so leuchtet dies nach unseren heutigen Gepflogenheiten vielleicht ein. Hält man jedoch dagegen, was aus der Antike über oft sehr ausdauerndes Vorlesen berichtet wird (und Vorlesen ist auch Lesen) – Vergil und Maecenas etwa lasen, wie Sueton überliefert, dem Augustus die soeben fertiggestellten *Georgica* an vier aufeinanderfolgenden Tagen vor, Plinius rezitierte vor Freunden drei Tage lang aus seinem Werk, der weitschweifige Antimachos soll gar sein gesamtes Epos *Thebais* am Stück vorgelesen haben –<sup>16</sup>, so schwindet die ‚Absurdität‘ dieser Vorstellung dahin: Es ist eben mit gänzlich anderen Hör- und Lesegewohnheiten der Alten zu rechnen.

Die Situation fordert dazu heraus, die Frage des antiken Lesens nochmals vorzunehmen. Ich will im folgenden zu zeigen versuchen, daß die Nordensche Ansicht im Grunde ihre Gültigkeit behält und das laute Lesen der antike ‚Normalfall‘ war, und zwar unabhängig von der Textsorte. Der von der neueren Forschung konstatierte Befund zwingt nicht, die alte *Communis opinio* zu verwerfen: Im lauten Lesen liegt eine charakteristische Besonderheit der antiken Lesekultur, und die darauf gegründeten Überlegungen und Untersuchungen haben weiterhin Bestand. Allerdings muß die schematische Sichtweise ‚für‘ oder ‚wider‘ das laute oder leise Lesen einer differenzierteren Betrachtung weichen. Zu sehr ist doch ‚das Lesen‘ ein individueller Vorgang, der bei verschiedenen Personen und unter verschiedenen Bedingungen ganz unterschiedlich ausfallen kann.

Bevor ein Zeugnis für allgemeine Aussagen über ‚das Lesen‘ der Antike in Anspruch genommen werden darf, ist darum zu prüfen, ob es tatsächlich allgemeine Zustände widerspiegelt, oder ob nicht ein individuelles oder situationsgebundenes Leseverhalten beschrieben wird. Mangelnde Trennschärfe in diesem Punkt ist eine klare Schwäche der bisherigen Diskussion und hat manche Verwirrung gestiftet.

---

15) Rösler (wie Anm. 6) 316 Anm. 92; zustimmend zitiert von Gavrilov 58 Anm. 14.

16) Donatvita 27, Plin. ep. 3,18,4 (vgl. auch 8,21,4), Cic. Brut. 191; weitere Belege und reiches Material bei G. Funaioli, Art. ‚Recitationes‘, RE 1A (1914) 435–446. – Schlagend auch die Angabe Ovids, er habe sich stundenlang (*per horas* . . . *satis multas*) eine Rede Cottas immer wieder laut durchgelesen (Ep. Pont. 3,5,7 ff., ausgeschrieben unten in Abschnitt IV).

Um der Klarheit willen sei vorab dargetan, was ich für den ‚Normalfall‘ des Lesens ansehe. ‚Normal‘ bedeutet hier ‚so, wie es sich die allgemeine Meinung als das Übliche vorstellt‘. Es wird also zunächst nach dem Bild des Lesevorgangs gefragt, das ein durchschnittlicher Mensch der Antike unter normalen Umständen vor Augen hatte. Aus dieser Vorstellung wird man dann mit einiger Zuversicht darauf rückschließen dürfen, wie sich das Lesen der Antike in der Mehrzahl der Fälle tatsächlich vollzogen hat. Vor diesem Hintergrund des ‚normalen‘ Leseverhaltens wird es dann besser möglich sein, die Einzelfälle richtig einzuordnen und Ausnahmen angemessen zu würdigen.

### *I. Zur Semantik von legere*

Bislang ist man in der Frage des lauten oder leisen Lesens von der Interpretation bestimmter ausgewählter Textstellen ausgegangen. Deren unterschiedliche Deutung oder die Wahl anderer Textstellen führte denn auch zu abweichenden Ergebnissen. Im Unterschied dazu möchte ich von der bisher weitgehend vernachlässigten Betrachtung des Wortgebrauchs ausgehen, in dem sich die Vorstellungswelt der Sprachteilnehmer unmittelbar spiegelt. Sehr instruktiv ist für unsere Frage die Betrachtung des Lateinischen, die anschließend durch einige knappe Bemerkungen zum Griechischen ergänzt werden soll. Es kann jedoch schon vermerkt werden, daß hinsichtlich des Sprachgebrauchs und damit der Vorstellungen vom Lesen für ‚die Antike‘ eine gewisse Einheitlichkeit festzustellen ist.

Die übliche Bezeichnung für das Lesen von Geschriebenem ist im Lateinischen *legere*. Die Bedeutungsentwicklung von ursprünglichem ‚Sammeln‘ her kann man sich mit den antiken Etymologen gut über das ‚Auflesen‘ der einzelnen Buchstaben vorstellen, wenn dies auch im einzelnen nicht sicher geklärt ist.<sup>17</sup> Das Wahrnehmen und Erkennen von Schriftzeichen ist mit dem Zusammensetzen zu Worten und Sinneinheiten in einer Handlung kombiniert. Ob letzteres nach Vorstellung der lateinischen Sprache laut oder lautlos geschieht, ist lexikalisch zunächst einmal nicht

---

17) Varro, ling. 6,66 *legere dictum, quod leguntur ab oculis litterae*; vgl. A. Ernout / A. Meillet, Dictionnaire étymologique de la langue latine, Paris 31951, 621.

festgelegt: das Wort *legere* umfaßt beide Möglichkeiten. (Dies sei ausdrücklich festgehalten, denn es ist theoretisch möglich, daß für ‚laut lesen‘ und ‚leise lesen‘ nicht dasselbe Wort benutzt werden kann, sondern nur zwei gänzlich verschiedene Wörter.) Im folgenden seien Details des Wortgebrauchs an einigen Beispielen demonstriert, die sich bei Durchsicht des Materials als charakteristisch erwiesen haben.<sup>18</sup>

Ohne jede nähere Bestimmung kann *legere* bedeuten, daß laut gelesen wird. Hierzu ein Beispiel aus Cicero (Fam. 9,20,3):

*ubi salutatio defluxit, litteris me inuoluo, aut scribo aut lego; ueniunt etiam qui me audiunt quasi doctum hominem quia paulo sum quam ipsi doctior.*

Wenn sich der Morgenbesuch verlaufen hat, vertiefe ich mich in meine Studien, lese oder schreibe etwas; manchmal kommen sogar welche, die mich wie einen Gelehrten anhören, nur weil ich ein wenig gelehrter bin als sie selber.

Die hier in einem Brief an Paetus aus dem Jahre 46 beschriebenen literarischen Studien gehen offensichtlich laut vonstatten, denn es finden sich bisweilen Zuhörer ein. Ein Einfluß ihrer An- oder Abwesenheit auf Ciceros Lesegewohnheit etwa dergestalt, daß Cicero vor Gästen rezitierte, für sich allein aber still läse, ist nach Wortlaut und Sinn der Stelle (Cicero beschreibt ja seine eigene morgendliche Lektüre als festen Bestandteil seines Tagesablaufs, das gelegentliche Auditorium ist gewissermaßen ein ‚Anhängsel‘) nicht zu vermuten.<sup>19</sup>

Cicero hat nicht das Bedürfnis gehabt, das verwendete *legere* in bezug auf die Lautstärke des Lesens näher festzulegen. Daß hörbar lautes Lesen gemeint ist, ergibt sich zwingend aus dem Zusammenhang. Für diese Verwendungsweise von unmarkiertem *legere*

---

18) Große Vorarbeit in der Durchdringung des Materials ist geleistet in dem verdienstvollen Thesaurus-Artikel *lego* von Hans v. Kamptz (ThlL 7,2 [1974], 1123–1134), der allerdings die Frage des leisen oder lauten Lesens (verständlicherweise) zugunsten anderer Dispositionskriterien zurückstellt. Herangezogen wurden natürlich auch die Materialsammlungen der genannten Beiträge zum lauten/leisen Lesen in der Antike, wobei hier aus praktischen Gründen auf Einzelnachweise verzichtet wird.

19) Mit ebensolcher Lektüre-Zuhörerschaft wird auch an der bekannten Ambrosius-Stelle bei Augustin (Conf. 6,3) gerechnet, hierzu unten. In seiner Beschreibung der *lucubrationes* spricht Quintilian von (*ea*), *quae oculis uel auribus incursant* (Inst. 10,3,28), d. h. auch die nächtlich einsame Lektüre ist laut gedacht.

im Sinne von ‚laut lesen‘ ließe sich eine Vielzahl an weiteren Belegen beibringen.<sup>20</sup>

Hingegen wird man nicht so leicht Beispiele dafür finden, daß bloßes *legere* zweifelsfrei ‚stumm lesen‘ bezeichnet. Zwar gibt es Stellen, an denen man ein zumindest leiseres Lesen annehmen darf. Wenn etwa Cicero über die Lesewut des jüngeren Cato mitteilt, daß dieser selbst in der Curia die Lektüre fortführte, solange noch nicht alle Senatoren Platz genommen und die Sitzung noch nicht begonnen hatte, so muß man sich dies wohl als in sich gekehrtes, verhaltenes Lesen vorstellen;<sup>21</sup> und wenn Petrons Encolpius ein delikates Billet seiner Geliebten durchliest, so mag er dies in Gegenwart der überbringenden Dienerin eher leise oder stumm tun,<sup>22</sup> – zwingend bewiesen ist stummes Lesen durch den jeweiligen Zusammenhang keineswegs.<sup>23</sup> Augustinus’ Bericht über das Lesen des Ambrosius (Conf. 6,3) stellt für den Wortgebrauch eine Ausnahme dar, doch ist dort das unmarkierte *cum legebat* nur die Einleitung zu einer detaillierten Beschreibung der besonderen Umstände.

---

20) Hierunter fällt etwa schon die grundsätzliche Möglichkeit, mit Dativ zu konstruieren: *legere alicui* = ‚vorlesen‘. Vgl. weiterhin den ThL-Artikel *lego* (wie Anm. 18), bei dem neben der Rubrik (A) *in uniuersum* der mit (B) *recitando* überschriebene Absatz (ThL 7,2, 1130–1131) zahlreiche Belege für eine der drei hauptsächlichsten Unterbedeutungen ([C] *recensendo sim.*, [D] *discendo, studiis incumbendo*) von *legere* verzeichnet.

21) Cic. de fin. 3,7: *erat enim, ut scis, in eo auuiditas legendi, nec satiari poterat, quippe qui ne reprehensionem quidem uulgi inanem reformidans in ipsa curia sole-ret legere saepe, dum senatus cogeretur, nihil operae rei publicae detrahens*. Vgl. die genaue Parallele bei Plutarch, Cat. Min. 19,1, der Catos Lektüre ausdrücklich als ‚ruhig‘ charakterisiert und auch bildlich zeichnet: τῶν ἄλλων σχολῇ συναγομένων, καθεζόμενος ἀνεγίνωσκεν ἡσυχή, τὸ ἰμάτιον τοῦ βιβλίου προισχόμενος. Zur Sache vgl. auch Anm. 95.

22) Sat. 129,10: *ut intellexit Chrysis perlegisse me totum conuicium*. Gavrilo 70 nimmt *intellexit* als Beweis, daß die Magd nicht mitgehört habe; in der Tat könnte ihre genaue Kenntnis des Inhalts (vgl. Sat. 129,10f.) auch anders erklärt werden als durch Mithören.

23) Dies gilt insbesondere auch für die Aussage Ciceros über die *surdi* (Tusc. 5,116), die man in diesem Zusammenhang bemüht hat (Knox 427, vgl. Gavrilo 70, Burnyeat 74). Bereits Eckard Lefèvre (wie Anm. 4) 15 hat darauf hingewiesen, daß das ersatzweise Lesen der *cantus* eines Kitharöden (im Gegensatz zum üblichen Anhören, das den Taubgewordenen nicht mehr möglich ist) einen nicht zu verallgemeinernden Sonderfall darstellt. Man kann noch schärfer zuspitzen und feststellen, daß die Tatsache des Nichthörens (nur dies ist das Charakteristikum der *surdi*, und nur hierauf kommt es Cicero in seiner Argumentation an) genaugenommen gar nichts darüber besagt, ob sie nicht selber laut (d. h. für andere hörbar) lesen und eben doch grundsätzlich an das Aussprechen des Textes gedacht ist.

Das Ergebnis kann auf den generellen Wortgebrauch übertragen werden: Wo immer *legere* ohne Bestimmung der Lautstärke verwendet wird, hat entweder den Schreiber/Sprecher die Unbestimmtheit nicht gestört, oder aber die Sache ist durch den Kontext hinreichend festgelegt. Das klare Übergewicht von eindeutigen Fällen des ‚lauten Lesens‘ sowie das Fehlen von sicheren Belegen für unmarkiertes ‚stumm lesen‘ ist bei der Suche nach der ‚normalen‘, d. h. üblicherweise gebrauchten Konnotation des Wortes zu berücksichtigen.

Will ein Lateinsprecher sprachlich eindeutig machen, von welcher Lautstärke des Lesens die Rede ist, so kann er *legere* durch Adverbien oder äquivalente Fügungen näher bestimmen. (Außer Betracht bleiben soll hier der im Lateinischen prinzipiell natürlich mögliche Einsatz einer anderen – eindeutigen oder eindeutigeren – Vokabel, da dies über die Bedeutung des ‚Normalbegriffs‘ *legere* nichts aussagt.<sup>24</sup>) Bei Musterung der nicht allzu dicht gesäten Belege hierfür<sup>25</sup> finden sich einerseits einige wenige für lautloses Lesen (meist nach dem Bildungsmuster *tacitum legere*).<sup>26</sup> Dem gegenüber steht die größere Gruppe von Ausdrücken, die lautes Lesen bezeichnen, und zwar mit einer gewissen Variationsbreite, hierzu einige Beispiele: *quam* (scil. *orationem*) *cum suavissima et maxima uoce legisset* (Cic. de or. 3,213); *ille canora uoce Latine legebatur librum* (Petron. sat. 59,3); *orationem Graecam Latinamue clare et intente non tam uocis causa quam stomachi lego* (Plin. epist. 9,36,3). Schon am ersten Beispiel wird jedoch deutlich: Nicht die Tatsache, daß beim Lesen überhaupt etwas zu hören ist, wird bezeichnet,

24) Laut lesen bezeichnet eindeutig etwa *praelegere* oder natürlich *recitare*. Formulierungen wie *oculis percurrere* oder auch das Verb *inspicere* (vgl. ThL 7,1 s. v. *inspicio*, 1952,27–53) heben stark das visuelle Moment des Lesevorgangs hervor. Ob es sich dabei jedoch regelrecht um Ausdrücke für ‚stumm lesen‘ komplementär zu *legere* ‚laut lesen‘ handelt (so Raible 9 auf Grundlage der Interpretation von Aug. dialect. 5,11), kann nach den Belegen kaum mit Sicherheit behauptet werden und ist nach dem Ergebnis der vorliegenden Abhandlung eher zu bezweifeln.

25) Keine eigene Rubrik im ThL s. v. *lego*, wo unter den *locutiones notabiliores* (1130,28–42) Ausdrücke für verschiedene Leseweisen zusammengestellt sind (*de plano, ab oculo, cursim*).

26) *Tacitus leget*, Hor. serm. 2,5,68; *taciti . . . legerent*, Suet. Aug. 39; *tacitus ac secreto legens*, Suet. Nero 15,1. Die gewöhnlich zitierte Junktur *tacite legere* (Raible 9, Gavrilov 73, ThL s. v. *legere*, Sp. 1128,35) findet sich erst bei Augustinus (Conf. 6,3), desgleichen *in silentio legere* (Conf. 8,12). Ovid bietet noch *sine murmure legere* (Heroid. 21,1).

sondern daß besonders laut gelesen wird. Dasselbe gilt für das Petron-Zitat: Das Charakteristische des Vortrags wird beschrieben, man liest ‚mit volltönender Stimme‘, ebenso wie man etwa *molliter* (Ov. ars 3,345), *duro ore* (Ov. am. 1,12,23 f.), *rauca* (Mart. 8,3,15) oder auch *deducta uoce* (Prop. 2,3,38) lesen kann. Auch in dem letzten, aus Plinius gewählten Beispiel bedeutet *clare legere* nicht einfach ‚Lesen mit Stimme‘, sondern ein besonders lautes Lesen, erhellt doch aus Parallelen in der medizinischen Fachliteratur, daß dieses – ähnlich wie heutzutage bisweilen das Singen – wegen der günstigen Auswirkungen auf Atmung und innere Organe als medizinische Therapie angewendet wurde.<sup>27</sup>

Wir stellen also fest: Die Opposition zwischen den beiden Gruppen adverbialer Bestimmungen von *legere* ist bei genauerem Hinsehen nicht etwa ‚stumm‘ – ‚laut‘, sondern vielmehr ‚stumm‘ – ‚besonders laut‘. Zur Bezeichnung von ‚in normaler Lautstärke‘, wodurch ein hörbares Lesen von einem stummen abgegrenzt würde, findet sich kein Ausdruck. (Das rein dichterische *ore legere*, von Ovid und Martial gerne verwendet, ist ganz parallel zu *ore loqui* oder *uoce loqui* ein redundanter, kein definierender Ausdruck.) Wenn so den beiden Polen gewissermaßen die Mitte fehlt, kann dies nur bedeuten, daß eine ‚normale‘ Hörbarkeit des Lesens durch unmarkiertes *legere* bereits hinreichend bezeichnet wird.

All dies zusammengenommen ergibt, daß die Grundbedeutung von *legere* ‚lesen‘ zunächst einmal ‚hörbar lesen‘ ist, d. h. daß die lautliche Realisation des Gelesenen im Begriff eingeschlossen ist.<sup>28</sup> Die mögliche Lautstärke rangiert hierbei, wie wir gesehen haben, zwischen ‚sehr laut‘ und ‚schweigend‘. In der Mitte dieser

27) Celsus, de med. 1,8,1: *si quis uero stomacho laborat, legere clare debet et post lectionem ambulare*. Ebenso Sen. epist. 78,5, dazu noch Cels. 1,8,3 (gegen Verdauungsstörung), 4,10,1 und 4,13,3 (gegen Husten). Die antike lateinische Zusammenfassung des Abschnitts περὶ ἀναφώνησεως (*de exercitatione uocis*) von Oreibasios, syn. 1,1,5 (p. 38 Mørland) erklärt: *legentibus in clamore superflui de thorace umores purgantur et educantur foras; qui ergo uociferant in lectionibus sic clamant ut usque ad sudorem ueniant*. Man beachte, daß *legere, lectio* (wie auch ἀναγνώσκω, ἀνάγνωσις der Vorlage) ohne Lautstärkebestimmung verwendet werden.

28) Hierdurch erklärt sich auch gut, weshalb die von *legere* abgeleiteten Nomina auch zu einem guten Teil eindeutig aufs Lautlesen gehen, vgl. ThLl s. v. *lector* 7,2, 1090–1093 (Belege über *recitator*: 1091,54–80, den extrem häufigen christlichen Gebrauch ganz ausgeblendet) und s. v. *lectio* (ThLl 7,2, 1082–1088; hierin *ferre i. q. recitatio*: 1084,42–1085,25).

Extreme, also bei halblauter oder normaler Sprechlautstärke, darf man wohl die unmarkierte Norm ansiedeln. Genauere Bestimmungen ergeben sich entweder aus dem Kontext, in dem das Wort verwendet wird, oder aus sprachlichen Ergänzungen. Nicht anders als die Beispiele *maxima uoce legere* oder *reducta uoce legere* sind auch die Fälle von *tacitum legere* als Modifikation der Lautstärke zu interpretieren: Das akustische Moment wird weitgehend oder ganz unterdrückt.<sup>29</sup> Vom Sprachgebrauch des Lateinischen her existiert also gar keine Alternative zwischen ‚Lautlesen‘ einerseits und ‚Stummlesen‘ andererseits; vielmehr stellt sich – sprachlich, wohl-gemerkt – das stumme Lesen als Sonderfall des Lesens dar, der einer ausdrücklichen Bezeichnung bedarf.

Die Verhältnisse im Griechischen brauchen hier nur kurz angedeutet zu werden. Noch deutlicher als im Lateinischen scheint hier bei dem Normalwort für ‚lesen‘ ἀναγιγνώσκειν die Bedeutung ‚laut lesen, vorlesen‘ zu überwiegen.<sup>30</sup> Allerdings besteht wiederum die Möglichkeit, durch Adverbien wie ἤσυχῆ oder σιωπῆ (oder äquivalente Bestimmungen) anzuzeigen, daß stumm gelesen wird. Die Fälle sind freilich abermals rar.<sup>31</sup>

Mit diesen Beobachtungen haben wir nun zwar keine unmittelbare Aussage über die tatsächlichen und individuellen Lesege-wohnheiten des Altertums. Immerhin setzt aber normaler Sprach-

29) Ob, nach der modernen Terminologie, Subvokalisation oder gänzlich stummes Lesen (Lesestufe 2 oder 3, vgl. Anm. 8) gemeint ist, kann nicht differenziert werden. Entscheidend ist, daß die Umstehenden nichts hören können, was bei beiden Stufen gegeben ist. Augustins Beschreibung des Ambrosius ist ein Beleg dafür, daß auch Stufe 3 grundsätzlich durch *legere* abgedeckt ist.

30) Vgl. Gavrilov 73. Bezeichnend ist die Möglichkeit des Wortspiels „ἀρά γε γινώσκεις ἃ ἀναγιγνώσκεις“, das zu der oft zitierten Begebenheit von Philippos und dem Kämmerer der Königin Kandake gehört (Acta apost. 8,30). Möglicherweise geht ἀναγιγνώσκειν, hierin anders als das lateinische *legere*, auch etymologisch oder wenigstens vom Sprachgefühl her auf das ‚Identifizieren‘ des Geschriebenen mit seinem Lautwert.

31) Die auffällige Verwendung von ἄκοῶν in der Bedeutung ‚lesen‘ beruht auf einer speziellen Vorstellung: Der in seinen Schriften anwesende Schreiber (i. d. R. Verfasser eines philosophischen Werkes) wird als anwesender Gesprächspartner eingeführt (hierzu ausführlich D. M. Schenkeveld, *Prose Usages of ἄκοῶν*, CQ 42 [1992] 129–141). Wenn dies auch nicht zwingend für laute Lektüre spricht, bietet diese doch die beste Erklärung für das Entstehen der Metapher (vgl. Balogh 206 ff., und Hendrickson 188 ff., die beide auch über analoges *audire* handeln). Den falschen Rückschluß aus dem begrenzten Anwendungsbereich zieht Gavrilov 73, wenn er hier einen Terminus technicus gerade für stummes Lesen erkennen will.

gebrauch eine hinreichende Einigkeit der Sprachteilnehmer darüber voraus, worauf sich die Worte beziehen. Und was in diesem Fall als ‚Normalbedeutung‘ angesehen wird, ist natürlich abhängig vom kulturellen Kontext, d. h. von der Art und Weise, wie sich ‚das Lesen‘ nach Vorstellung einer Mehrheit der Sprecher üblicherweise vollzog. Mit anderen Worten: *legere* ‚laut lesen‘ kann deswegen als unmarkierte Norm verwendet werden, weil ganz überwiegend laut gelesen wurde.

Analog mag man sich den Sprachgebrauch etwa des heutigen Deutschen vor Augen halten. Wir denken bei ‚lesen‘ zuerst einmal an stummes Lesen, entsprechend unserer Gewohnheit überwiegend stiller Lektüre (‚ein Buch lesen‘, ‚Zeitung lesen‘). Hörbares Lesen ist grundsätzlich in der Wortbedeutung inbegriffen, doch müssen wir ‚laut lesen‘ oder ‚vorlesen‘ sagen, wenn kein stummes Lesen gemeint ist, es sei denn, der Zusammenhang macht hinreichend klar, daß es sich um eine Rezitation handelt („er las ein Gedicht, und alle fanden es schön“).

Der Nutzen der bisher gewonnenen Erkenntnis ist vor allem auch ein methodischer: Durch Eintritt in den Zirkel des lateinischen Sprachsystems sind wir nun in einer viel besseren Position, bei der Interpretation von Textstellen, die vom lauten oder leisen Lesen handeln, diese aus dem Innern des Systems, gewissermaßen aus dem Blickwinkel des Römers heraus zu verstehen. Die Indizien für die wahrscheinlich weitere Verbreitung lauten Lesens bedürfen indes weiterer Bestätigung.

## *II. Die Bedeutung der Schrift*

Bei der Suche nach weiteren Anhaltspunkten, die nicht von der Auslegung bestimmter Textstellen abhängen, wird man das eigentliche Medium des Lesens nicht übergehen, die Schrift.

Bekanntlich wird das Lateinische wie das Griechische in einer Alphabetschrift geschrieben. Mit ihrem phonographischen Prinzip, das auf der Zuordnung von Zeichen zu Lauten beruht, stehen beide Schriften einer modernen Lautschrift erstaunlich nahe. Als fast rein-phonetische Alphabete unterscheiden sie sich sowohl von Bilder- und Silbenschriften einerseits wie auch andererseits von der Verwendung des lateinischen Alphabets für manche modernen europäischen Sprachen, die sich im Laufe der historischen Ent-

wicklung wieder von diesem Prinzip entfernt haben, wie dies beispielsweise beim Deutschen oder (in weit stärkerem Maße) beim Französischen und Englischen der Fall ist. Ganz anders als etwa die Linear-B-Silbenschrift, die die Sprachgestalt des Griechischen oft fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, bietet die Alphabetschrift des Griechischen und Lateinischen ein klares und eindeutiges, zugleich einfaches System. Lesen und Schreiben sind keine Geheimwissenschaft, Schriftkenntnisse nicht wenigen Eingeweihten, Priestern etwa oder Schreibern, vorbehalten.<sup>32</sup>

Den Alten war der Charakter ihres Schreibsystems durchaus bewußt. Namentlich in den Schriften der antiken Grammatiker finden sich Äußerungen über Schrift und Sprache, aus denen immer wieder sichtbar wird, daß man das Geschriebene als Abbild des Gesprochenen ansah.<sup>33</sup> So weit geht die Gleichsetzung, daß terminologisch zwischen Laut und Buchstabe nicht geschieden wird: *littera est pars minima uocis articulatae*, so lautet die Definition bei Donat und ähnlich bei fast allen erhaltenen antiken Grammatikern bis zum Ausgang der Antike.<sup>34</sup> Dasselbe gilt für den Begriff der *syllaba*, der sowohl die phonetische Grundeinheit der Silbe als auch die sie beschreibende Buchstabenkombination bezeichnet. Die terminologische Trennung von ‚Laut‘ und ‚Lautzeichen‘ ist dagegen im ganzen erst neuzeitlich; sie geht auf die 1540 erschienene Schrift *De causis linguae Latinae libri tredecim* Julius Caesar Scali-

---

32) Das griechische Alphabet umfaßt bekanntlich in seiner ‚klassischen‘ Form 24 Zeichen, das lateinische 21, seit der Hinzufügung von ‚y‘ und ‚z‘ zu Zeilen Ciceros 23. Die kyprische Silbenschrift hat – zum Vergleich – über 50, die Linear-B-Schrift etwa 90 Zeichen, die ideographische chinesische Schrift mehrere tausend Zeichen, wobei auch das Lesen einfacher Texte wie z. B. einer Tageszeitung die Kenntnis einiger hundert Zeichen voraussetzt.

33) Die einschlägigen Grammatikerstellen sind natürlich längst bekannt und schon bei O. Froehde, *Die Anfangsgründe der römischen Grammatik*, Leipzig 1892 gesammelt. In die Diskussion um das Lesen wurden sie bislang nicht eingebunden oder nicht richtig genutzt. (Baloghs Belege über die Einheit von Lesen und Klang [95 f.] entstammen fast ausschließlich den christlichen Schriftstellern.) – Von den neueren Forschungen, die das Thema gut erschließen, seien genannt: W. Ax, *Laut, Stimme und Sprache, Studien zu drei Grundbegriffen der antiken Sprachtheorie*, Göttingen 1986 (Hypomnemata 84); daneben die einschlägigen Studien von Vogt-Spira und Raible.

34) Donat GL 4,367,9. Hierzu Ax (wie vorige Anm.) 38 ff., sowie Vogt-Spira, *passim*, wo sich 297 Anm. 10 auch die weiteren Stellenangaben finden (nach der Sammlung von Froehde [wie vorige Anm.] 69 ff.).

gers zurück, der in diesem Punkt explizit mit der antiken Grammatiktradition bricht.<sup>35</sup>

So wie das Geschriebene das Gesprochene festhält, ist umgekehrt das Lesen immer als Wieder-Hörbarmachen des Geschriebenen vorgestellt. Aus der Fülle der Belege hier nur zwei charakteristische Beispiele: Quintilian gibt für die Orthographie die Grundregel „schreibe so, wie es klingt“ mit folgender Begründung (Inst. 1,7,30–31):

*ego, nisi quod consuetudo optinuerit, sic scribendum quidque iudico quomodo sonat. hic enim est usus litterarum, ut custodiant uoces et uelut depositum reddant legentibus.*

Ich bin der Meinung, daß alles so geschrieben werden soll, wie es klingt, falls nicht eine bestimmte andere Schreibweise üblich ist [einige Ausnahmen wie C. für Gaius wurden zuvor genannt]. Die Buchstaben werden nämlich so gebraucht, daß sie die Laute bewahren und den Lesern wie etwas zur Aufbewahrung Anvertrautes zurückgeben.

Für das ‚griechische‘ Verständnis des Lesens sei die Definition der ältesten griechischen Elementargrammatik (und des Urbildes aller späteren), der des Aristarchschülers Dionysios Thrax (2. Jh. v. Chr.), zitiert (Τέχνη γραμματική Kapitel 2, περί ἀναγνώσεως):

*ἀνάγνωσις ἐστὶ ποιημάτων ἢ συγγραμμάτων ἀδιάπτωτος προφορά. ἀναγνωστέον δὲ καθ’ ὑπόκρισιν, κατὰ προσφῶδιαν, κατὰ διαστολήν. ἐκ μὲν γὰρ τῆς ὑποκρίσεως τὴν ἀρετὴν, ἐκ δὲ τῆς προσφῶδιᾶς τὴν τέχνην, ἐκ δὲ τῆς διαστολῆς τὸν περιεχόμενον νοῦν ὁρώμεν [...].*

Das Lesen ist das fehlerlose Vortragen von metrisch gebundenen und von Prosatexten. Beim Lesen ist zu achten auf die Vortragsweise, auf die Prosodie und auf die Trennung. An der Vortragsweise erkennen wir die Trefflichkeit (des Dichters), an der Beachtung der Prosodie die Kunstfertigkeit (des Lesers), aus der Trennung den (im Text) enthaltenen Sinn.<sup>36</sup>

Daß auch in dieser Definition an eine lautliche Realisierung des Gelesenen gedacht ist, liegt auf der Hand. In dem drittgenannten

35) Hierüber Vogt-Spira, *passim*. Scaliger greift, wie dort ausgeführt, Ansätze der mittelalterlichen Spekulativgrammatik auf, führt sie aber erstmals in das System der lateinischen (Schul-)Grammatik ein. Mit aller Zurückhaltung – doch ohne Zweifel zu Recht – deutet Vogt-Spira das Differenzierungsbedürfnis als Ausfluß eines „tiefgreifenden Wandels der Lese- und Schriftkultur“ seit der Antike (312, vgl. 322).

36) GrGr I 1, 6,5 ff. Uhlig. Die Übersetzung folgt dem Kommentar von J. Lallot, *La grammaire de Denys le Thrace*, Paris <sup>2</sup>1998. – Als Parallelen vgl. auch Quintilians Definition der *lectio* Inst. 1,8,1 ff. oder den Grammatiker des 4. Jh. Marius Victorinus (GL 6,188,8: *lectio quid est? secundum accentus et sensuum necessitatem propria enuntiatio*, vgl. 188,13).

Begriff der διαστολή kommt ein zusätzliches Moment hinzu, das später noch gesondert vorzunehmen sein wird: die Eigentümlichkeit der (zunächst für das Griechische charakteristischen) *Scriptio continua*, die ohne Worttrennung und Interpunktion den Leser vor besondere Anforderungen stellte.

Das Gesprochene zu konservieren und im Lesen (laut) wiederzugeben ist nach diesen durchaus repräsentativen Äußerungen die hauptsächliche Aufgabe der Schrift. Der heutzutage bisweilen gegen die antiken Grammatiker erhobene Vorwurf der Unschärfe, was die terminologische Trennung von ‚phonisch‘ und ‚graphisch‘ angeht, ist vor diesem Hintergrund ungerechtfertigt. Erst eine überwiegend stumme Lesekultur, die dem Geschriebenen einen eigenen Wert zumißt, macht eine solche Differenzierung erforderlich und wünschenswert, die nach dem Verständnis der Alten zwar möglich, aber ohne praktische Bedeutung ist. Die antike Schriftauffassung ist in diesem Punkte dem heutigen Gebrauch der ganz zur klingenden Wiedergabe bestimmten Notenschrift vergleichbar, wonach ein [a'] sowohl die Note zwischen der zweiten und dritten Linie des Notensystems als auch der durch sie repräsentierte Kammerton von 440 Hz ist.

Doch nicht nur aus theoretischen Reflexionen der Grammatiker gewinnen wir Erkenntnisse über die antike Auffassung von Schrift und Lesen. Noch einmal zu Quintilian, der im ersten Buch seiner *Institutio oratoria* den Unterricht der Elementar- und Grammatikerschule beschreibt (*quae sunt ante officium rhetoris*, Inst. 1 pr. 21), d. h. das Lernen von Lesen und Schreiben, wie es zu jener Zeit (und, wie es scheint, das ganze Altertum hindurch ohne große Veränderungen) überall im römischen Reich üblich war. Die enge Verknüpfung von Lesen und Aussprache des Geschriebenen begegnet hier auf Schritt und Tritt.

Das Lesenlernen beginnt – fernab von der heute gepflegten ‚Ganzwortmethode‘ – mit der korrekten Wiedererkennung und Benennung der Buchstaben. Hierbei sind im Lateinischen die Buchstabennamen reine Lautnamen (anders als im Griechischen, das die traditionellen phönizischen Namen beibehielt), d. h. das Benennen des Buchstabens ist (vom Stützvokal der Konsonanten abgesehen) identisch mit der Aussprache seines Lautwertes. Wenn dies beherrscht wird, wird die Zusammensetzung zu Silben in allen

möglichen Kombinationen geübt; erst dann kommt man zur Erfassung des Sinns ganzer Wörter und Sätze (Inst. 1,1,24–35). Die besondere Schwierigkeit des Lesens liegt für Quintilian in der Komplexität der Handlung, die nur mit gebührender Übung zu meistern ist (Inst. 1,1,34):

*nam prospicere in dextrum, quod omnes praecipiant, et providere non rationis modo sed usus quoque est, quoniam sequentia intuenti priora dicenda sunt, et, quod difficillimum est, diuidenda intentio animi, ut aliud uoce, aliud oculis agatur.*

Denn nach rechts voranzublicken, was alle empfehlen, und vorauszuschauen ist nicht nur eine Sache des Verstandes, sondern auch der Übung, weil ja (der Leser), während er das Nachfolgende schon ansieht, das Voraufgehende aussprechen muß und, was am schwierigsten ist, die Aufmerksamkeit so geteilt werden muß, daß mit der Stimme die eine Sache, mit den Augen etwas anderes getan wird.

Wie selbstverständlich geht diese Beschreibung des Lesevorgangs davon aus, daß das Gelesene unmittelbar auch ausgesprochen wird. (Der beobachtete minimale Vorsprung der Augentätigkeit, den der erfahrene Leser durch Übung möglichst weit ausbauen soll [‘eye-voice-span’ nach moderner Terminologie], ändert nichts daran, daß es sich um ein und denselben Lesevorgang handelt; ‚Lesen‘ bedeutet, wie allgemein üblich, die Erfassung der Sinneinheit, d. h. des Wort- und Satzganzen.) Dieselbe Vorstellung findet sich auch in Ciceros Lehrschrift *Orator*. Hier wird das Lesen zum Vergleich bemüht, um die Vortragsweise eines Redners zu beschreiben (*ut . . . sic*), und der Vergleichspunkt ist eindeutig die lautliche Realisation des schriftlich bzw. des in der *memoria* Fixierten (Or. 150):

*ut in legendo oculus sic animus in dicendo prospiciet quid sequatur, ne extremorum uerborum cum insequentibus primis concursus aut hiulcas uoces efficiat aut asperas.*

Wie beim Lesen das Auge (vorausschaut, was folgt), so muß beim Reden der Geist vorausschauen, was folgt, damit nicht der Zusammenstoß der letzten Worte mit den ersten folgenden Worten eine mit Hiatt klaffende oder harte Aussprache hervorbringt.<sup>37</sup>

Abschließend muß noch einmal hervorgehoben werden, daß es in den voranstehenden Textstellen um das normale Lesen geht, d. h.

---

37) Daß der *ne*-Satz eindeutig auch zum Vergleich zu ziehen ist, zeigt ein Blick auf Rhet. Her. 3,30, wo dieselbe Parallelisierung etwas anders formuliert wird: *pronuntiatio lectioni [scil. simillima est]* usw.

ohne Berücksichtigung von Sonderfällen und vor allem ohne Einschränkung auf bestimmte Lesergruppen oder Textsorten: Die Aussagen sind ganz allgemeingültig. Somit haben wir – unabhängig von den vorgetragenen Überlegungen zum Wortschatz – weitere gewichtige Hinweise darauf, daß das laute Lesen als Normalfall des Lesens angesehen wurde. Weshalb die dem Umkreis des allgemein verbreiteten Schulunterrichts entstammenden Zeugnisse nicht die tatsächliche Praxis widerspiegeln sollten, müßte erst einmal plausibel gemacht werden.

Im Zusammenhang mit dem Dionysios-Zitat war bereits von der *Scriptio continua* gesprochen worden, die nun noch einige Bemerkungen erfordert. Zunächst war das durchgängige Schreiben, ohne Worttrennung und ohne Satzzeichen, eine Eigenart des Griechischen.<sup>38</sup> Die Römer hingegen pflegten anfangs, wie vor ihnen schon die Etrusker, die Wörter zu trennen. So kennen wir es vor allem aus den Inschriften, unter denen die auf Bronzeplatten geschriebenen Gesetzestexte als „Spitzenprodukt der Lesbarkeit“ (Wolfgang Raible)<sup>39</sup> herausragen. Ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. setzte sich jedoch auch für das Lateinische die *Scriptio continua* durch, von der man erst im Mittelalter wieder abging.<sup>40</sup>

Es versteht sich von selbst, daß durch diese Schreibweise selbst bei sorgfältiger Ausführung der Lettern das Erfassen des Sinns schwieriger ist, als wir es heute gewohnt sind. Beim Lesen der

---

38) Die gelegentlichen Worttrenner der ältesten griechischen Inschriften können für das ‚allgemeine‘ Lesen außer Betracht bleiben.

39) Raible 19.

40) Dies bedeutet eine aus heutiger Sicht schwer nachvollziehbare Verschlechterung der Lesbarkeit, die bislang nicht befriedigend erklärt ist (Angleichung an griechischen Brauch? Durchsetzung von für uns mangels Zeugnissen nicht bekannten Buchschriftgewohnheiten?), vgl. Raible 23. Steinmann 76 hebt hervor, daß Worttrennung keine phonetische Berechtigung hat, da in der Rede die Wörter auch nicht voneinander abgesetzt werden. – Ein Wandel der Schreibgewohnheiten im Mittelalter hängt zweifellos mit den veränderten Bedingungen der klösterlichen Lesekultur zusammen, die man – mit verschiedenen Begründungen im einzelnen – als Ursprung des verbreiteten stillen Lesens angesehen hat; vgl. die vorzügliche Studie von P. Saenger, *Space Between Words. The Origins of Silent Reading*, Stanford 1998, passim, sowie Balogh 105, Raible 25. Für das Griechische, das als Lesererleichterung die Akzentuierung der Texte einführte, die *Scriptio continua* jedoch beibehielt, ist festzustellen, daß noch in byzantinischer Zeit üblicherweise laut gelesen wurde, vgl. H. Hunger, *Die hochsprachliche profane Literatur der Byzantiner*. Zweiter Band, München 1978, 91.

Scriptio discontinua reichen wenige Fixierungen pro Zeile aus, um den Überblick über einen Satz zu erlangen, die Bedeutung wird zusätzlich über das Wortbild identifiziert. Bei der Scriptio continua dagegen ist die visuelle Dekodierung erschwert: Die zusammengehörigen Buchstabengruppen müssen erst noch abgegrenzt werden. Hier ermöglicht das laute Lesen, auf einem zweiten ‚auditiven Kanal‘ das Gelesene zusätzlich im akustischen Gedächtnis zu speichern, bis der ganze Satz verstanden ist; zugleich wird durch die lautliche Umsetzung ein direkter Zugang zum ‚semantischen Speicher‘ eröffnet, wie er auch bei der üblichen Verbalkommunikation aktiv ist. Lautes Lesen stellt also, wie Raible überzeugend dargelegt hat, bei Scriptio continua eine beträchtliche Erleichterung des Textverständnisses dar.<sup>41</sup> Man kann sogar noch weitergehen und feststellen, daß in Fällen mehrdeutiger Wortabtrennungsmöglichkeiten erst die (zumindest vorgestellte) lautliche Realisierung Eindeutigkeit schafft.<sup>42</sup> Man kann sich schwer vorstellen, daß namentlich wenig routinierte Leser sich dieser im Schulunterricht erlernten Hilfe ohne Not begeben hätten. (Auch bei uns ist lautes Lesen eine Gewohnheit der Anfänger.)

Wenn gegen Raible – jedoch ohne Begründung im einzelnen – nun Gavrilo aus der Scriptio continua umgekehrt gerade ein Argument für die Bedeutung des lautlosen Lesens gewinnen will (die rein gedankliche Identifizierung des Gelesenen müßte erfolgen, bevor es ausgesprochen werden kann),<sup>43</sup> läßt dies die geltend gemachte Bedeutung des akustischen Moments für das Leseverständnis gänzlich außer acht. Zudem wird eine Trennung der Vorgänge (visuelle Wahrnehmung und Aussprechen des Geschriebenen) vorausgesetzt, die tatsächlich eng miteinander verwoben gleichzeitig ablaufen. Die Gleichsetzung von ‚Still-Lesen‘ mit dem ‚visuellen Anteil am Lesevorgang‘, der Gavrilo hier und in ande-

---

41) Raible 8, dessen Argumentation durch Äußerungen wie Quint. inst. 11,2,33 (ausgeschrieben in Abschnitt V) im Grunde bereits vorweggenommen ist. Ähnlich schon Balogh 227, vgl. auch Steinmann 76 und jüngst Saenger (wie vorige Anm.) 8 f.

42) Solche Fälle von *scriptura dubia*, darunter die berühmte ΑΥΑΗΤΠΙΞ, behandelt Quintilian in Inst. 7,9,4–6.

43) „Moreover, it is quite likely that the ability to read to oneself and scan ahead may be all the more necessary for reading aloud from texts written in *scriptio continua*. In the absence of modern and early Roman practice of dividing words, the process of reading would require eye and mind to determine the beginnings and endings of individual words as well as sentence pattern“, Gavrilo 59 f. mit Anm. 28.

ren Fällen zuzuneigen scheint,<sup>44</sup> erzeugt eine begriffliche Unschärfe und Ausweitung, die letztlich den Blick auf die hier vorgelegte Frage verstellt: ob denn nun beim Lesen der antiken Leser ‚normalerweise‘ etwas zu hören war oder nicht.

### III. Geübte und weniger geübte Leser

In seinem Plädoyer für die Verbreitung leisen Lesens greift Gavrilov weiterhin ein Argument auf, das schon Knox gebracht und das, mit Berufung auf die Erkenntnisse der modernen Leseforschung, vor ihm bereits Wolfgang Rösler formuliert hatte: „[Es scheint] auch aufgrund sachlicher Erwägungen unvorstellbar, daß sich bei einiger Leseroutine nicht von selbst eine Tendenz zu stillem Lesen ergab: zunächst die Zwischenstufe der sogenannten Subvokalisation [...], schließlich Lesen als rein visuell-mentaler Vorgang. Die natürlichen Vorzüge waren ja evident genug: variables, freilich auch absolut schnelleres Lesetempo [...] bis hin zu selektivem Überfliegen, lange zusammenhängende Lesedauer [...].“<sup>45</sup> Diese für sich genommen plausible Vermutung muß jedoch sorgfältig daraufhin überprüft werden, inwiefern ihre Voraussetzungen in der Antike überhaupt gegeben waren.

Der Bischof Ambrosius, von dessen Gewohnheit, in seinen Ruhepausen still zu lesen, Augustinus in Conf. 6,3 berichtet,<sup>46</sup> erfüllte sie zweifellos: Als Mann der Kirche, in der die ‚Schrift‘ von zentraler Bedeutung ist, ist er zugleich ein lesegeübter Schriftgelehrter, für den Lektüre selbstverständlich ist wie das tägliche Brot. So ist es vielleicht vorstellbar, daß sich seine Lesegewohnheiten

---

44) Ganz offensichtlich bei der Interpretation der oben ausgeschrieben Stelle Quint. inst. 1,1,33 f., die Gavrilov merkwürdigerweise unter den „passages where silent reading is more or less certainly implied“ verbucht (70, vgl. 59 f.), obwohl es doch explizit um das Aussprechen des Gelesenen, also lautes Lesen geht. Vgl. auch Gavrilovs Schlußfolgerung (61): „Thus research on a number of different aspects of reading tells us, in effect, that the expressions ‘reading aloud’ and ‘reading to oneself’, although they seem to be opposed, actually pick out mutually complementary forms or facets of the reading process.“

45) Rösler (wie Anm. 6) 316 Anm. 92 mit Berufung auf die Studie von Gibson/Levin (vgl. Anm. 8); zustimmend zitiert bei Gavrilov 60 Anm. 28.

46) *Sed cum legebat, oculi ducebantur per paginas et cor intellectum rimabatur, uox autem et lingua quiescebant. saepe cum adessemus [...], sic eum legentem uidimus tacite et aliter numquam* (Conf. 6,3).

entsprechend den oben beschriebenen „evidenten Vorzügen“ zum Still-Lesen hin entwickelt haben. Immerhin ist jedoch auch damit zu rechnen, daß Ambrosius die gelesenen Texte teilweise schon gut, vielleicht sogar auswendig kannte; die ‚Lektüre‘ dient in diesem Fall weniger der Aufnahme als der erneuten Vergegenwärtigung und Durchdringung des Textes.

Die Leseroutine dürfte Ambrosius mit zahlreichen Gelehrten des Altertums geteilt haben. Dennoch muß sein Verhalten als individuelle Gewohnheit bewertet werden und darf nicht zu der Verallgemeinerung führen, daß antike Vielleser grundsätzlich eher stumm gelesen hätten. Wenn nämlich Augustinus selber an der genannten Stelle mutmaßt, Ambrosius habe durch das stille Lesen Zwischenfragen über den gelesenen Text ausweichen wollen,<sup>47</sup> so kann dies doch allein bedeuten, daß normalerweise lautes Lesen zu erwarten wäre, und zwar in ebendieser Situation, bei ebendieser Art von Texten, von einem Mann ebendieser Leseroutine. Die Gegenprobe ist leicht geführt: Es genügt, an die oben zitierte Äußerung Ciceros über seine Morgenlektüre zu erinnern. Ciceros Zeitgenosse Cato wiederum las, wie wir sahen, vermutlich halblaut oder still, wenigstens unter besonderen Umständen. Man muß sich also mit der Feststellung begnügen, daß sich die alltägliche Praxis der Textaufnahme bei geübten Lesern nach individueller Gewohnheit und Situation bald so, bald anders gestalten konnte.<sup>48</sup>

Für uns, die wir dem ‚Normalfall‘ des antiken Lesens nachforschen, stellt sich an diesem Punkt die Frage, wie repräsentativ die soeben betrachtete Lesefertigkeit eines Cato, Cicero, Ambrosius ist. Läßt sich die von Rösler als Voraussetzung formulierte „Leseroutine“ für eine Mehrheit oder wenigstens einen nennenswerten Anteil der Leser (um nicht zu sagen: der Bevölkerung) glaubhaft machen?

Fest steht, daß die ganze Antike hindurch, besonders in der ausgehenden Republik und in der Kaiserzeit, Lesen und Schreiben

---

47) [...] *cauere fortasse ne, auditore suspenso et intento, si qua obscurius possuisset ille quem legeret, etiam exponere esset necesse aut de aliquibus difficilioribus dissertare quaestionibus* (Conf. 6,3).

48) Nichts zwingt zu der Annahme, die Technik des stillen Lesens sei erst von Ambrosius erfunden worden, was von Balogh in seinem Bestreben, eine lineare Entwicklung der Lesetechnik aufzuzeigen, implizit suggeriert und von Späteren so verstanden wurde; vgl. J.J. O'Donnell, *Augustine Confessions, Commentary on Books 1–7*, Oxford 1992, zu Conf. 6,3.

eine wichtige Rolle in den Gemeinwesen spielten. Diese beschränkt sich nicht auf die Organisation, Kommunikation und Kodifikation in Verwaltung, Wirtschaft, Rechts- und Heereswesen, die ja auch in Kulturen mit anderen Schriftsystemen von hierfür ausgebildeten Schreibern bewältigt wurden. Vielmehr sind Schriftkenntnisse in weiten Teilen der Bevölkerung, also auch bei ‚einfachen Leuten‘ anzutreffen.<sup>49</sup> Schriftliche Abstimmungen, wie sie etwa die *lex Papiria* seit 131 v. Chr. für die Comitien in Rom festlegte, setzen allgemeine Schreibfähigkeit voraus. Bei der Aushebung der Legionen wurde auf Rekruten mit Schreib- und Rechenkenntnissen geachtet, wie überhaupt im Heereswesen auch in den niederen Chargen vieles schriftlich geregelt wurde.<sup>50</sup> Nicht zuletzt zeugen die zahlreichen Inschriften, Graffiti und Papyri mit öffentlichen Ehrungen, Urkunden, Verträgen, Verzeichnissen, geschäftlichen und privaten Korrespondenzen oder einfach nur Spielereien von einem lebhaften Gebrauch der Schrift in allen Lebensbereichen. Diese Verbreitung wird natürlich durch das Alphabetschriftsystem ermöglicht, bei dem die Beherrschung nur relativ weniger Zeichen grundsätzlich ermöglicht, einen Text selbst zu lesen oder zu schreiben.

Schriftkenntnisse und der Umgang mit Geschriebenem wurden im wesentlichen durch die Schulen vermittelt. Da das in hellenistischer Zeit ausgeprägte ‚dreigliedrige‘ Schulsystem der Griechen durch die Römer übernommen wurde, trägt das Bildungswesen der Antike im großen und ganzen recht einheitliche Züge.<sup>51</sup>

Lesen erlernten Kinder gewöhnlich, indem sie im Alter von etwa 7–11 Jahren die Elementarschule (*γραμματεῖον*, *ludus littera-*

---

49) Vgl. nur etwa J. Marquardt / A. Mau, *Das Privatleben der Römer*, Leipzig 1886, 96 f. und letztthin H. Galsterer, *Das Militär als Träger der lateinischen Sprach- und Schriftkultur*, in: H. von Hesberg (Hrsg.), *Das Militär als Kulturträger in römischer Zeit*, Köln 1999, 37–50.

50) Veget. milit. 2,19. Ausführlicher zuletzt, unter Heranziehung der sog. ‚Vindolanda Tablets‘, Galsterer (wie vorige Anm.) passim.

51) Lokale Besonderheiten wie etwa die staatliche Voll-Ausbildung Spartas oder die eigenständigen Wurzeln der römischen Elementarschule können hier vernachlässigt werden. Für alle Einzelheiten vgl. die ausgezeichnete Überblicksdarstellung von Marrou, *Geschichte der Erziehung im Altertum*; die römischen Verhältnisse dokumentiert ausführlich das Buch von Bonner, für das Griechische bietet E. Ziebarth, *Aus dem griechischen Schulwesen*, Leipzig/Berlin <sup>2</sup>1914 eine noch immer wertvolle Quellensammlung.

*rius*) besuchten. Solche Einrichtungen, in denen Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurde, gab es in jedem kleinen Ort.<sup>52</sup> Dem Elementarunterricht folgte der Besuch der sogenannten Grammatikerschule. Kern des Unterrichts war dort die literarische Unterweisung durch den γραμματικός bzw. *grammaticus*, die vor allem in der Lektüre und Erklärung der Schulautoren bestand. Wie in der Elementarschule wurden Jungen und Mädchen unterwiesen.<sup>53</sup> Diese Bildungsstufe dauerte etwa bis zum 17. Lebensjahr an, in Rom bis zum Anlegen der *toga virilis*. Den krönenden Abschluß der Ausbildung, gewissermaßen die ‚Hohe Schule‘, stellte danach das Studium der Rhetorik oder Philosophie dar, zu dem die berühmten Lehrer des Fachs an ihren Wirkungsstätten aufgesucht wurden.

Bildung ist jedoch auch in der Antike ein Privileg. Staatliche Schulen, wie sie einige griechische Gemeinwesen einrichteten, waren die Ausnahme, und eine allgemeine Schulpflicht bestand nicht. Im Normalfall mußten die Ausbildungskosten für alle Unterrichtsstufen selbst bezahlt werden. Nimmt man hinzu, daß die aufzuwendende Zeit dem Erwerbsleben verlorenging, so versteht sich ohne weiteres, daß sich die allerwenigsten leisten konnten, diesen Bildungsweg um seiner selbst willen und zur Gänze zu durchlaufen. Der Besuch der Elementarschule war mit Blick auf die Teilnahme am öffentlichen Leben angeraten und darum weit verbreitet. Doch schon der Eintritt in die Grammatikerschule ist als ein enger Flaschenhals zu denken, den in der Regel nur die ‚Bessergestellten‘ oder von ihnen geförderte Talente passieren konnten.<sup>54</sup> Marrou zitiert in diesem Zusammenhang sehr treffend die grund-

52) Über die Lernmethoden wurde oben bereits gesprochen. Neben den theoretischen Schriften geben auch die erhaltenen Schultafeln mit Schreibübungen ein plastisches Bild vom Inhalt und Schwierigkeitsgrad des Unterrichts, vgl. Ziebarth (wie vorige Anm.) 124 ff.

53) Jedoch in der Regel kaum mehr gemeinsam, vgl. Bonner 136 f. (gegen Marrou 493; 505). Über die Ausbildung der Mädchen sagen die Quellen ungleich weniger. Zu bedenken ist, daß Mädchen oft in sehr jungem Alter durch Heirat in die neue Familie eintraten, so daß anders als bei den Knaben ein regulärer Schulbesuch meist nicht in Frage kam; ihr Bildungsweg wird also mehr im Privaten verlaufen sein (Plin. epist. 1,16,6; 5,16,3; vgl. Bonner 27 f.). Sklaven wurden ebenfalls privat unterrichtet, vgl. Marrou 492 f.; Bonner 37 f.

54) Erinnern wir uns, wie Horaz dankbar seines Vaters gedenkt, der ihm unter Einsatz seiner geringen Mittel über den Besuch der Elementarschule hinaus den Unterricht in der Schule des *plagosus Orbilius* zu Rom ermöglicht hat (Serm. 1,6,71 ff.). Vgl. Marrou 505; zu den Schulgebühren Bonner 146 ff.

ständig nutzenorientierte Ansicht über ‚Bildung‘, die bei Petron einer von Trimalchios Mitfreigelassenen vertritt (Sat. 58,7):

*non didici geometrias, critica et alogas menias, sed lapidarias litteras scio, partes centum dico ad aes, ad pondus, ad nummum.*

Ich habe solches Zeug wie Geometrie, Literaturkritik und den Non-sens à la ‚Singe den Zorn‘ nicht gelernt, aber Plakatbuchstaben kann ich, Prozente sage ich her beim Kleingeld, beim Pfund, beim Taler.<sup>55</sup>

Man mag an heutige Schüler nach zwei oder vier Grundschuljahren denken, um wenigstens einen ungefähren Anhaltspunkt für die Lesefertigkeit des Großteils der antiken Leser zu haben. Die Schere zwischen ‚gebildeten‘ und ‚einfachen‘ Lesern (zu letzteren kann man noch diejenigen zählen, die keine Schule besucht haben und sich rudimentäre Schriftkenntnisse selbst angeeignet haben) muß dabei noch deutlich größer gewesen sein als heutzutage, denn es fehlte ja, trotz Verbreitung des Schriftgebrauchs in vielen Bereichen, vor der Erfindung des Buchdrucks und der massenhaften und preiswerten Erzeugung von ‚Lesestoff‘ eine ganze Sparte von Schriftwerken (jedenfalls in der heute allgegenwärtigen Form): Zeitungen etwa oder ‚leichte‘ Lektüre, die in großem Ausmaß Menschen auch ohne literarische Interessen und jenseits berufsbezogener Anwendungen ans Lesen bringen und damit natürlich zugleich deren Lesefertigkeit trainieren. Bei der Mehrzahl der Leser des Altertums wird das Lesen also eine ziemlich schwerfällige Angelegenheit und oft eher ein Entziffern der Texte gewesen sein.

Wie stand es nun aber mit den Lesekenntnissen derjenigen, die den Unterricht des Grammatikers genießen konnten? Wichtig ist hier festzustellen, daß der Unterricht nicht auf kursorische Bewältigung großer Textmassen ausgerichtet war. Vielmehr war die Lektüre der Schulautoren (gelesen wurden Dichtertexte: Homer, Vergil, Tragiker und Komödie, vgl. Quint. inst. 1,8) analytisch angelegt und, soweit erkennbar, wenigstens anfangs ebenso stark katechetisch geprägt wie der Elementarunterricht. Einen unmittelbaren Eindruck können die kleinen Schulszenen vermitteln, die sich in den griechisch-lateinischen Sprachübungen der sogenann-

---

<sup>55</sup>) Übersetzung von W. Ehlers, in: Petronius Satyrica – Schelmengeschichten, München <sup>4</sup>1995.

ten ‚Hermeneumata‘ finden.<sup>56</sup> Der Lehrer las den Text korrekt vor und erklärte ihn Wort für Wort (*praelectio*, vgl. Quint. inst. 1,8,13). Erst wenn sie den Text verstanden hatten, konnten die Schüler dem Lehrer einer nach dem anderen nachlesen. Das durch die Schreibweise erforderliche ‚Abtrennen‘ der Wort- und Sinneinheiten (*διαστολή*, *distinctio*) wurde also nicht systematisch, sondern auf den Einzeltext bezogen geübt (*demonstrari nisi in opere ipso non potest*, Quint. inst. 1,8,1). Die korrekte Rezitation wurde anschließend durch Auswendiglernen fixiert. Lesen war, zumindest in diesem Stadium, immer auch Wiedererkennen von bereits Erlerntem.

Zweifellos stellte sich auch in diesem stark rezeptiv gestalteten Unterricht<sup>57</sup> allmählich eine gewisse Leseroutine ein, und Quintilian fordert für die Schüler auch eine gewisse Zeit der selbständigen Lektüre ohne Aufsicht (Inst. 1,2,12). Eine besonders große Lesegeläufigkeit darf man nach diesem Konzept jedoch kaum erwarten, wengleich das Lesen unbekannter Texte immerhin auch geübt wurde.<sup>58</sup> Petrons Trimalchio besitzt einen Sklaven, der sich durch die Kunst des Vom-Blatt-Lesens auszeichnet (*librum ab oculo legit*, Sat. 74,4.), was also als eine besondere Fertigkeit anzusehen ist. Bleibt festzuhalten, daß auch diejenigen, die den Unterricht beim *grammaticus* genossen hatten, nicht automatisch als Viel-Leser gelten können, da sich die erlernte Fertigkeit auf vergleichsweise enge Bereiche beschränkt.

Wirklich umfangreiche Lektüre findet erst im Rahmen der letzten Bildungsstufe, des Rhetorikunterrichts, ihren Platz. Hier werden mit den Werken der Redner und Historiker erstmals auch Prosaschriften gelesen und behandelt (Quint. inst. 2,5). Die berühmte Lektüreliste des zehnten Buches gibt Quintilian sogar erst dem fast fertig ausgebildeten Redner an die Hand; wie ein fertig unterwiesener Ringkämpfer soll er Trainingsstoff erhalten, mit dem man sich für seine Wettkämpfe übt (Inst. 10,1,4). Offenkundig weist diese Aufstellung über das eigentliche Studium hinaus,

56) Hier ‚Hermeneumata Stephani‘, Gloss. III 381. Vgl. Marrou 513 ff.

57) Dies entspricht der seinerzeitigen pädagogischen Theorie: *quia (puer) his aetatibus omnis in audiendo profectus est*, Quint. inst. 1,12,12. Vgl. Marrou 513 ff.; Bonner 212 ff.

58) *Deinde* (nach wiederholtem Lesen der vom Lehrer erklärten Lektion) *ab oculo citatim ignotum et quod rare legitur* / εἶτα ἀπὸ τοῦ ὀφθαλμοῦ ταχέως ἄγνωτον καὶ ὀ σπανίως λέγεται, Gloss. III 381,74 ff.

denn Quintilian empfiehlt seinem Schüler eine lebenslange Beschäftigung mit der Literatur: *cum grammatices amor et usus lectionis non scholarum temporibus, sed uitae spatio terminetur* (Inst. 1,8,12).

„Lesen und Schreiben sind aus der späten Republik und der Kaiserzeit nicht wegzudenken. [...] Geläufig lesen und schreiben konnten zwar nach verbreiteter Schätzung weniger, vielleicht viel weniger als 20% der Bevölkerung, darunter bedeutend mehr Männer als Frauen. Wieviele aber rudimentäre Kenntnisse im Lesen hatten, ist kaum zu ermessen.“<sup>59</sup> Bei dieser grundsätzlich zutreffenden Einschätzung eines neueren Handbuchs wird man sich nach dem Dargelegten den Kreis derjenigen, die wirklich (auch nach unseren Begriffen) ‚geläufig‘ lesen konnten, eher kleiner vorstellen müssen. Um zum Anfang zurückzukommen: Leser, die wie Ambrosius über genügend Leseerfahrung verfügten, um trotz der Widrigkeiten der *Scriptio continua* die Vorzüge einer stillen Lektüre zu nutzen, waren sicherlich eine Ausnahme. Vermutlich sind sie unter denjenigen zu finden, die sich professionell mit Literatur und Geschriebenem befaßten oder einen sehr großen Bildungseifer besaßen sowie die Möglichkeit, sich dem zu widmen.

Angesichts der insgesamt dürftigeren Schriftbeherrschung der antiken Bevölkerung mag noch einmal die heutige Notenschrift eine nützliche Analogie abgeben: Wer rudimentäre Schulkenntnisse besitzt, wird sich durch Summen eine notierte Melodie vergegenwärtigen; wer ein Instrument erlernt hat, kann je nach Talent und Übung besser oder schlechter vom Blatt spielen, wogegen ein Berufsmusiker oder gar Dirigent durch bloßes Überlesen der Partitur eine Symphonie innerlich zum Erklingen bringen kann. Inwieweit allerdings auch für ‚geübte Leser‘ die antiken Texte sich zu „schnellem Lesetempo“ und „selektivem Überfliegen“ eigneten oder ob diese Leseweise überhaupt erstrebt wurde, muß mangels Zeugnissen hier offen bleiben.<sup>60</sup> Jedenfalls bietet bei dem Schrift-

---

59) Steinmann 88.

60) Nicht hierher gehören Fälle wie *rationes legebam inuitus et cursim* (Plin. epist. 5,14,8), da es sich nicht um ‚Textaufnahme‘, sondern das Durchsehen von Tabellen handelt. Technisch betrachtet könnte allenfalls der (spätantike) Übergang von der Buchrolle zum durchblätterbaren Codex eine gewisse Änderung des Leseverhaltens befördert haben. – Es ist an dieser Stelle zu bemerken, daß neben „jenen kreativen, die Impulse der Fiktionalität produktiv nutzenden Leseakt“, den Rösler

system der *Scriptio continua* das von Rösler angelegte Kriterium der ‚Effektivität‘ nicht unbedingt einen sicheren Anhalt.

#### *IV. Lautes Lesen: direkte und indirekte Zeugnisse*

Aus der Verbannung in Tomi schreibt Ovid an seinen Freund Cotta, der in Rom weilt, einen Gruß. Lieber hätte er ihn persönlich überbracht, da die Lektüre einer von Cotta übersandten Rede den starken Wunsch nach einer direkten Unterhaltung geweckt hat (Ep. Pont. 3,5,7 ff.):

*legimus, o iuuenis patrii non degener oris,  
dicta tibi pleno uerba diserta foro.  
quae quamquam lingua mihi sunt properante per horas  
lecta satis multas, pauca fuisse queror.  
plura sed haec feci relegero saepe, nec umquam  
non mihi, quam primo, grata fuere magis.*

Ich habe, du deines Vaters Beredsamkeit würdiger junger Mann, die Rede gelesen, die du auf dem vollbesetzten Forum vorgetragen hast. Obwohl ich diese viele Stunden hindurch mit eilender Zunge gelesen habe, bedaure ich doch, daß es nur so wenig war. Doch habe ich sie mir vermehrt, indem ich sie oft noch einmal gelesen habe, und bei jedem Mal erschien sie mir anmutiger als zuvor.

Die ‚hurtig dahineilende Zunge‘ ist ein kräftiges Bild für die Aufregung und Begierde, mit der Ovid Cottas Rede lesend verschlingt. Andererseits ist es in den Zusammenhang geradezu beiläufig und ohne großes Aufheben eingeflochten, so daß es ganz selbstverständlich wirkt. Die Stelle zeigt: Ovid liest laut. Und das, obwohl nach unseren Vorstellungen dazu keine Notwendigkeit besteht, im Gegenteil: Ovid liest für sich allein, die Lektüre erstreckt sich über Stunden, das Gelesene ist nicht primär ein Klangkunststück, sondern eine Rede, die in Rom auf dem Forum gehalten worden war.

---

im Eingangszitat dieses Abschnitts als stilles Lesen zu bestimmen suchte, bei den antiken Autoren der gewaltige Fundus der auswendig gewußten Literatur tritt. Desgleichen sind intertextuelle Bezüge nicht unbedingt als Ergebnis eines extensiven ‚Herumlesens‘ zu erklären, sondern Merkmal einer stark auf das Gedächtnis ausgerichteten Literatur vor dem Buchdruck.

Es handelt sich um eine vergleichsweise normale Lesesituation, wie denn auch in V. 7 und 11 ‚unmarkiertes‘ (*re*)*legere* steht.

Die antike Literatur bietet eine große Menge an Stellen wie diese, die bezeugt, daß ‚Lesen‘ mit der klanglichen Umsetzung des Gelesenen einhergeht. (Die Vermittlung durch einen Vorleser wird dabei von ‚direkter‘ Lektüre meist nicht geschieden und ist nur im Einzelfall zu erschließen oder auszuschließen.<sup>61</sup>) Namentlich die Dichtung ist voll von Bildern, die auf die akustische Rezeption der schriftlich fixierten Texte gehen. Ob nun Horaz *carmina quae possint oculos aurisque morari / Caesaris* verfaßt (Epist. 1,13,17 f.), ob Ovid einem Gedicht ein *ite, leues elegi, doctas ad consulis aures, / uerbaque honorato ferte legenda uiro* (Ep. Pont. 4,5,1 f.) mit auf den Weg gibt oder ob er sich ewigen Nachruhm dadurch erhofft, daß er ‚in aller Munde‘ ist: *ore legar populi* (Met. 15,878) – all dies ist so bekannt, daß die Zahl der Beispiele hier nicht weiter vermehrt werden muß.

Man hat die Geltung solcher Stellen als Anhaltspunkt für tatsächliche Lesegewohnheiten im wesentlichen auf zwei Wegen entkräften wollen: einmal durch die behauptete Beschränkung des lauten Lesens auf den Bereich der ‚Literatur‘ („literary reading“),<sup>62</sup> zum anderen durch die Deutung als metaphorischen Gebrauch.<sup>63</sup>

Die angenommene Differenzierung der Leseweisen nach Textsorten (‚Literatur‘ = laut, ‚Sachtexte‘ = leise) ist jedoch eine Hypothese, deren tatsächlicher Nachweis nicht erbracht wurde. Aus dem eingangs schon betrachteten Sprachgebrauch der Wörter für ‚lesen‘ ist sie jedenfalls nicht zu belegen. Vielmehr umfaßt, um auf das Lateinische zu sehen, das Verb *legere* die Aspekte ‚der Form wegen lesen‘ (gestaltungsorientiert) und ‚des Inhalts wegen lesen‘ (stofforientiert), unter Umständen sogar in ein und demselben Satz: *nec poetas legisse satis est: excutiendum omne scriptorum genus, non propter historias modo sed uerba* (Quint. inst. 1,4,4). Für jede Textsorte lassen sich Beispiele für die eine oder andere Leseweise finden.<sup>64</sup>

---

61) Vgl. Marquardt/Mau (wie Anm. 49) 150 f. Zu den Vorlesern auch Hendrickson 188; A. N. Sherwin-White, *The Letters of Pliny*, Oxford <sup>2</sup>1968, 429; W. D. Lebek, *Senecas Agamemnon in Pompeji*, ZPE 59 (1985) 3 f.

62) Vgl. Knox 427 f.

63) Vgl. Knox 434; Burnyeat 74.

64) Den von Knox und Gavriloŷ angeführten Briefen des attischen Dramas lassen sich ohne weiteres auch laut vorgelesene Briefe gegenüberstellen, wie sie etwa

Gleichwohl sollen nun noch einige Zeugnisse für lautes Lesen folgen, die durch die genannten Einwände nicht betroffen sind. Ohnehin muß man sich für ‚allgemeine‘ Aussagen über das antike Lesen methodisch auf Fälle beschränken, in denen der individuelle oder situative Anteil auszuschließen oder zumindest bestimmbar ist. Neben den bereits betrachteten Belegstellen aus dem Umkreis des Schulunterrichts kommt hier denjenigen Zeugnissen eine besondere Bedeutung zu, die ich ‚indirekte‘ nennen möchte. Das sind Stellen, an denen nicht die Art zu lesen direkt beschrieben wird, die jedoch eine bestimmte Leseweise voraussetzen, um verständlich zu sein.

Eine wahre Fundgrube sind hier die Grabinschriften.<sup>65</sup> Sie erfüllen die Bedingungen bestens: dem ‚Alltagsleben‘ entstammend, gerichtet an ein anonymes Durchschnittspublikum, öffentlich, un- oder mindestens sublitterarisch.

Grabinschriften wenden sich an die Reisenden, die an den Gräberfeldern meist außerhalb der Städte vorüberkommen. Viele von ihnen sind metrisch gestaltet und dabei oft so, daß der Tote sprechend eingeführt wird; diese Sitte ist allgemein, so daß sich griechische wie lateinische Beispiele finden. Eine Besonderheit hierbei sind die Dialoggedichte, in denen ein Gespräch zwischen dem Toten und den Passanten fingiert wird:

χαίρε, Διομήδη Συμβρίτιε – χαίρετε πάντες.

Lebe wohl, Diomedes aus Sybrita! — Lebt wohl, ihr alle!  
(GV 1852, Kreta; römische Zeit)

[...]

*sis felix quicumque leges, te numina seruent,  
et pia uoce cane: Aelia Sabina uale.*

---

in der römischen Komödie öfter vorkommen. Bei der Brief-Intrige in Plautus' *Bacchides* wird ohne besonderen Grund der erste Brief leise (787 ff.), der zweite dann laut gelesen (986 ff.), offensichtlich ein Moment kompositorischer Variation (hierzu O. Zwierlein, *Zur Kritik und Exegese des Plautus IV. Bacchides*, Stuttgart 1992, 54 f.). – Auf die im Einzelfall verschiedenen Lesegewohnheiten von Cicero und Cato (philosophische Schriften) wurde bereits verwiesen, ebenso auf Erwartung gegenüber tatsächlicher Gewohnheit im Falle des Ambrosius (theologische Schriften). Die Beispiele ließen sich vermehren.

65) Diese Zeugnis-Klasse hat im Prinzip bereits Balogh nutzbar gemacht, 202 und 205.

[...] Sei glücklich, wer immer du bist, der dies liest, die Götter mögen dich bewahren, und singe mit liebevoller Stimme – ‚Aelia Sabina, lebe wohl!‘

(CLE 489, Aquincum [=Budapest]; 2./3. Jh.)

Diese Grabsprüche, deren Beispiele (Vers- wie Prosa-Versionen) sich leicht weit vermehren ließen,<sup>66</sup> ‚funktionieren‘ nur, wenn laut gelesen wird, denn nur dann wird der erbetene Abschiedsgruß an den Toten (*χαίρει, uale*) tatsächlich auch von dem Passanten ausgesprochen. Sie spielen geradezu mit dem Brauch des lauten Lesens, der damit wohl für die Grabinschriften insgesamt vorausgesetzt werden kann. Am besten verstehen sie sich als ‚wirkliche‘ Zwiesprache zwischen dem Leser und dem Verstorbenen, dem der Leser gleichfalls seine Stimme leiht. Das ‚Stimmenleihen‘ wird bisweilen in den Inschriften selbst thematisiert:

*Cl(audius) hunc [uiuu]s Stygias Rufinus ad umbras  
instituit titulum, post animae requ[is]em  
qui testis uitae fat[is] sit lege [fut]ur[us],  
cum domus acci[piet] saxeae corpus habens.  
quodque meam retinet uocem data littera saxo,  
uo[ce] tua uiuet, quisque lege[s] titu]los*

Claudius Rufinus hat diese Inschrift nahe den Schatten der Unterwelt zu Lebzeiten aufgestellt, die nach dem Heimgang der Seele gemäß dem Gesetz des Schicksals Zeuge seines Lebens sein soll, wenn das steinerne Haus seinen Leib aufgenommen hat, um ihn zu behalten.<sup>67</sup> Und der Buchstabe, dem Stein anvertraut, der meine Stimme nicht mehr losläßt, wird durch deine Stimme lebendig sein,<sup>68</sup> wer auch immer du bist, der diese Inschrift liest.

(CLE 1278, Lyon; 3. Jh.)

Schon Balogh zitierte in seiner Abhandlung das folgende durch Posidius, den Schüler und Biographen Augustins, überlieferte Grab-

66) Vgl. etwa Peek, Griechische Versinschriften 1831–1880. Zugang zu den Carmina Latina Epigraphica am besten über die Konkordanzen von Pasqua/Colafrancesco oder Fele. Prosainschriften etwa bei Dessau, Kap. XVII passim (z. B. ILS 8123–8134).

67) Ich fasse das etwas sperrige *habens* als Partizip mit final-futurischem Nebensinn auf (≈ *ut id accipiat*, vgl. Hofmann/Szantyr 387<sup>2,3</sup>). Man könnte immerhin erwägen, ob nicht vulgäre Schreibung für (*h*)*auens* ‚gierig‘ vorliegt.

68) Der (vielleicht auch unter Verszwang) präzis formulierten Wortlaut ist wohl folgendermaßen zu ordnen: *et littera saxo data, quod meam uocem retinet, uoce tua uiuet*; es handelt sich also bei *quod* ... um einen vorgezogenen Relativsatz, während *-que* ≈ *et* den zweiten Hauptsatz anschließt.

epigramm. Der Verfasser, *quidam saecularium poeta*, verleiht hierin dem verbreiteten Gedanken vom Nachleben des Dichters einen besonders plastischen Ausdruck (Poss. vit. Aug. 31,8 = AL 721):

*uiuere post obitum uatem uis nosse, uiator?  
quod legis, ecce loquor: uox tua nempe mea est.*

Wanderer, willst du dich davon überzeugen, daß der Dichter nach seinem Tode weiterlebt? Sieh, was du liest, spreche (in Wirklichkeit) ich: deine Stimme ist nämlich meine.<sup>69</sup>

Vor dem Hintergrund der voranstehenden Beispiele wird deutlich, daß das Epigramm des anonymen ‚heidnischen Dichters‘ nur die pointierte Formulierung einer gängigen Vorstellung ist.<sup>70</sup> Anders als mit dem Brauch des lauten Lesens sind alle diese Zeugnisse nicht erklärlich.

In gewisser Hinsicht vergleichbar, aber doch noch einmal eine eigene Gruppe sind inschriftliche Gebete und als Gebete formulierte Ehreninschriften. Sie setzen lautes Lesen zwingend voraus: Wer die Inschrift liest, spricht das Gebet. Gebete im guten Sinne wurden im heidnischen Altertum in aller Regel laut ausgesprochen; *tacitae preces* (Mart. 1,39,6) sind dagegen negativ belegt und gehören dem Bereich von Zauberei, Magie, Fluch usw. an.<sup>71</sup> Da es auf den Wortlaut im einzelnen hier nicht ankommt, mag es ausreichen, auf die Existenz dieser Inschriftenklasse zu verweisen.<sup>72</sup>

69) Poss. vit. Aug. 31,8: [...] *et in his [sc. scriptis suis] semper uiuere a fidelibus inuenitur, iuxta quod etiam saecularium quidam poeta, suis iubens quo sibi tumulum mortuo in aggere publico conlocarent, programme finxit, dicens: uiuere ... mea est.*

70) Vgl. noch CLE 513 aus Forum Livi (h. Forli); unbest. Zeit: *carpis si qui [uia]s, paulum huc deponere la[borem]. / cur tantum proper(as)? non est mora dum leg(is), audi / lingua tua uiuum mitique tua uoce loquentem [...].* M. Pellegrino erwähnt ein in Ostia bewahrtes Sarkophag-Fragment mit der Aufschrift „*scire uiator ... tua nempe mea est*“ (Possidio. Vita di S. Agostino, Alba 1955, 230).

71) Vgl. Sudhaus (wie Anm. 2) passim, ergänzt durch J. Balogh, Lautes und leises Beten, Archiv f. Religionswissenschaft 23 (1925) 345–348 (zur Entstehung des christlichen Still-Betens); P. W. van der Horst, Silent Prayer in Antiquity, Numen 41 (1994) 1–25; F. Graf, Gebet, Der Neue Pauly, Bd. 4 (1998) 832.

72) Aus der Vielzahl an möglichen Beispielen greife ich zwei Inschriften aus Ephesos heraus, bei denen Helmut Engelmann auf die Einheit von Lesen und Gebet aufmerksam gemacht hat: Gebete an Hestia und Artemis, sie möchten die Prytanin Tullia ihrer untadeligen Amtsführung wegen beschützen (M. Büyükkolancı / H. Engelmann, Inschriften aus Ephesos, ZPE 120 [1998] 65 = SGO 03/02/38 aus Ephesos; 1./2. Jh. n. Chr.).

An dieser Stelle einzuordnen ist auch die berühmte Erzählung von Akontios und Kydippe. Der Kern des Plots, daß das Mädchen durch unabsichtliches lautes Lesen der Schrift auf dem Apfel einen göltigen Eheschwur tut, läßt sich nicht fortdiskutieren. Die Darstellung in Ovids Heroidenbriefen 20 und 21, vor allem der Beginn von Brief 21, läßt keinen Zweifel daran, daß die Sage im Altertum so und nicht anders verstanden wurde (Heroid. 21,1 f.):<sup>73</sup>

*pertimui scriptumque tuum sine murmure legi,  
iuraret ne quos inscia lingua deos.*

Ich hatte Angst und habe deinen Brief ohne einen Laut gelesen, damit nicht meine Zunge unbewußt irgendeinen Götterschwur tut.

Das Mädchen Kydippe sagt hier selbst, daß sie aus Furcht (*pertimui*) das von Akontios kommende Schriftstück diesmal leise (*sine murmure*) gelesen habe. Aus Schaden ist sie klug geworden, jetzt ist sie aufmerksam und verhindert so, daß ihr ein vergleichbares Mißgeschick ein zweites Mal unterläuft. Zwingend folgt hieraus: Wenn sie nicht darüber nachdachte, las Kydippe laut, wie sie bzw. ihre *inscia lingua* es im Falle des Apfels ja auch folgenreich getan hatte. Die unwillkürliche Leseweise stellt den Normalfall dar. Offenbar gehört das Mädchen zu den Leuten, die gar nicht so flüssig lesen können. Wenn ihr der Sinn des Gelesenen erst bewußt wird, nachdem sie es zu Ende ausgesprochen hat, ist der Augensprung beim Lesen vermutlich nicht so groß, wie Quintilian und Cicero es von einem geübten Leser erwarten.

Der Einwand, daß es sich um eine literarisch gestaltete Szene handelt,<sup>74</sup> ist grundsätzlich berechtigt. Allerdings: Es handelt sich zwar um eine literarisch überhöhte Liebesgeschichte, nicht jedoch um ein phantastisches Märchen. Es ist also nicht zu erwarten, daß die Darstellung der Alltagserfahrung der Leser völlig zuwiderläuft; eine gewisse Aussagekraft für tatsächliche Verhältnisse kommt ihr durchaus zu.

73) Daß es verschiedene Gestaltungen der Sage gegeben haben mag, wie Knox hiergegen ins Feld führen will, kann außer Betracht bleiben. (Der Brief des Aristainetos [1,10; 5. Jh. n. Chr.] ist ein dürrer Abklatsch nach Kallimachos [Call. Aet. 3, fr. 75].) Gavrilovs Einwand, mit dem Beginn von Heroid. 21 („another version of the same story“, 72) gebe Ovid zu, daß Kydippe doch leise habe lesen können, ist verfehlt. Es ist, wie der Text klar zeigt, die bewußt abweichende Reaktion auf das frühere Mißgeschick.

74) Knox 431.

V. *Leises Lesen*

Das laute Lesen hat der Antike als Normalfall gegolten: Diese Feststellung kann an diesem Punkt der Betrachtung nicht mehr abgewiesen werden. Vor allem die Beispiele des letzten Abschnitts, die auf eine ‚unwillkürliche‘ Leseweise hinführen, bestätigen, daß das laute Lesen von der Mehrheit der Leser in der Mehrheit der Fälle auch tatsächlich praktiziert worden sein muß, mithin die mit dem Lesen verbundenen Begrifflichkeiten und Bilder sich nicht als bloße Metaphern abtun lassen.

Bei ‚lautem‘ Lesen muß man nicht unbedingt an Deklamations-Lautstärke denken (obgleich, wie dargelegt, auch dieser Fall von *legere* abgedeckt wird). Oftmals ist mit halblautem Lesen zu rechnen (der Terminus ist *murmur* wie oben bei Ovid), nicht zuletzt wegen der Anstrengung, die die Lektüre längerer Texte mit sich bringt.<sup>75</sup> Doch hier mögen individuelle Disposition und Gewohnheit eine Rolle spielen. Entscheidend ist, daß das Geschriebene im Lesen ausgesprochen wird, so daß es von (potentiell) Anwesenden vernommen werden kann. (Darauf, daß ‚Vorlesenlassen‘ fast äquivalent zu ‚Selberlesen‘ ist, wurde bereits aufmerksam gemacht.)

‚Leise lesen‘ bedeutet, daß diese Vernehmbarkeit entfällt. Der Übergang vom lauten Lesen ist graduell zu sehen und liegt kaum absolut fest. Auch bei der lautlosen ‚Subvokalisation‘ (‚Lesestufe 2‘ mit mehr oder auch weniger sichtbaren Mundbewegungen, vgl. oben S. 4) schwebt im Grunde noch die klangliche Verwirklichung vor. Erst dasjenige stille Lesen, bei dem der Text unter völliger Ausblendung der Klanggestalt rein visuell rezipiert wird (‚Lesestufe 3‘), stellt eine neue, davon verschiedene Lesequalität dar.

Selbstverständlich war auch in der Antike jeder Leser grundsätzlich in der Lage, beim Lesen das Sprechen zu unterdrücken, wenn er dazu einen Anlaß sah. Der eben betrachtete Anfang von Ovids Kydippe-Brief expliziert diesen Unterschied zwischen unwillkürlicher und willkürlicher Leseweise geradezu beispielhaft. Von dem gewohnheitsmäßigen stillen Lesen (der ‚Lesestufe 3‘), wie es allenfalls für sehr erfahrene Leser angenommen werden kann, sind solche Fälle jedoch zu scheiden. Sie sind näm-

---

75) Vgl. Quintilians Anweisung für Lesen zum Auswendiglernen (Inst. 11,2,33, ausgeschrieben am Ende von Abschnitt V). Prudentius, *perist.* 9,16 spricht von *scholare murmur*.

lich stets situationsgebunden und können nur in ihrem Zusammenhang angemessen beurteilt werden. Lesekompetenz, Öffentlichkeit oder Privatsphäre, Diskretionsbedürfnis oder -erfordernis,<sup>76</sup> Erschöpfung oder Anstrengung von der Lektüre,<sup>77</sup> körperliche Gebrechen<sup>78</sup> – die Vielfalt der möglichen Anlässe und Faktoren kann hier nur angedeutet werden. Die von Gavrilov vorgelegte undifferenzierte Sammlung von kaum oder gar nicht kommentierten „passages where silent reading is more or less certainly implied“ ist darum ungeeignet für allgemeine Aussagen über die Bedeutung des leisen Lesens, soweit sie über die bislang unbestrittene Feststellung seiner bloßen Existenz hinausreichen.<sup>79</sup> Im Grunde muß jede Stelle einzeln gewürdigt werden. Maßgabe der Interpretation ist das oben Dargelegte: Hinweise auf stilles Lesen sind keineswegs als beiläufige (und somit funktionslose) Erwähnung des ‚Normalfalls‘ zu bewerten, sondern gerade als die sprachlich erforderliche Markierung des Sonderfalles, dem somit im Zusammenhang eine besondere Bedeutung zukommt.<sup>80</sup>

Ich will mich hier auf zwei interessante Fälle beschränken, die in der Diskussion um die antike Leseweise bereits traktiert, aber noch nicht abschließend geklärt worden sind.

---

76) Hierher sind die Fälle etwa des Phaidra-Briefes (Eur. Hipp. 856 ff., vgl. Knox 433, nach ihm Gavrilov 66 ff.) oder der schweigenden Testaments-Lektüre (Hor. serm. 2,5,67 ff., vgl. Knox 429) zu ordnen, ferner Suetons Nachricht über Nero (Nero 15,1): *quotiens autem ad consultandum secederet, neque in commune quicquam neque pro palam deliberabat, sed et conscriptas ab uno quoque sententias tacitus ac secreto legens, quod ipsi libuisset perinde atque pluribus idem uideretur pronuntiabat.*

77) In Augustins Augen ein möglicher Grund für Ambrosius' stilles Lesen: *quamquam et causa seruandae uocis, quae illi facillime obtundebatur, poterat esse iustior tacite legendi* (Conf. 6,3).

78) Zur Lektüre der Tauben (Cic. Tusc. 5,116) vgl. Anm. 23.

79) Gavrilov 71 f. Tatsächlich soll die Liste jedoch Gavrilovs These „that silent reading was a quite ordinary praxis“ untermauern: „Further examples to strengthen this conclusion are listed in the appendix“ (69). Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß in der unübersichtlichen Mischung von Stellen ganz verschiedener Bedeutung auch manches steckt, dessen Geltung als Beleg für ‚leises Lesen‘ nicht nachvollziehbar ist; vgl. nur die beiden oben besprochenen Stellen Quint. inst. 1,1,33–34 und Cic. fam. 9,18(= 20),3. Quint. inst. 10,3,25 sagt überhaupt nichts Lesespezifisches aus, dagegen geht im selben Zusammenhang 10,3,28 eindeutig auf laute Lektüre: (*ea*), *quae oculis uel auribus incursant.*

80) Gänzlich verkannt bei Gavrilov 69: „If they [sc. authors who allude to silent reading] mention it obliquely, it is to recount an episode in which someone's reading to himself played this or that role, or to evoke an atmosphere of the everyday [...]“

Zuerst ein Passus aus Suetons Augustusvita, der den vom Princeps wiederbelebten Ritterzensus (*trauectio equitum*) beschreibt.<sup>81</sup> Ein besonderes Augenmerk liegt auf der moralischen Musterung, der sich die Ritter zu unterziehen hatten. Hierbei werden verschiedene Grade der im gegebenen Falle ausgesprochenen Rügen beschrieben (Suet. Aug. 39):

*lenissimum genus admonitionis fuit traditio coram pugillarum, quos taciti et ibidem statim legerent.*

Die mildeste Form der Verwarnung war die öffentliche Überreichung von Schreibtäfelchen, die sie schweigend und an Ort und Stelle sofort lesen sollten.

Man kommt sprachlich nicht umhin, den gesamten Relativsatz *quos taciti et ibidem statim legerent* als Inhalt einer Aufforderung aufzufassen, so daß also das ‚lautlos‘ neben dem ‚auf der Stelle‘ mit zu dem Befehl gehört, der an die Getadelten ergeht. Die Angabe *taciti* wäre perfekt überflüssig, wenn sich dies als ‚Normalfall‘ von selbst verstanden hätte.<sup>82</sup> Was ist also ihre Bedeutung? Wenn auch nicht explizit erläutert, besteht doch die besondere ‚Milde‘ der hier beschriebenen Form des Tadels offensichtlich in der geübten Diskretion. Nur daß getadelt wurde, sollte bekannt werden (*traditio coram*), nicht aber der Inhalt der Rüge.

Nach Knox, der die Suetonstelle zutreffend übersetzt („The mildest form of reprimand was to hand them tablets publicly which they were to read silently and at once, on the spot“), soll *taciti* bedeuten, daß den Getadelten erspart blieb, die vom Kaiser oder seinen Helfern überreichten *pugillares* selbst laut vorzulesen.<sup>83</sup> Dies setzt allerdings voraus, daß ein solches öffentliches Sündenbekenntnis üblich gewesen wäre – eine sonst nicht belegte

81) Im Prinzip richtig gedeutet von Balogh 89f., der jedoch übersieht, daß es sich um eine öffentliche Szene handelt und darum von einem „seltsamen Fall stummen Lesens“ spricht. Vgl. dann noch Knox 428; Gavrilov 72. – Zur sachlichen Interpretation: W.D. Lebek, Das SC der Tabula Larinas: Rittermusterung und andere Probleme, ZPE 85 (1991) 41–70, bes. 46–51 und 61–67.

82) Die Deutung bei Gavrilov 72 steht ganz gegen den Wortlaut (fast als stünde *legebant*): „He [sc. Augustus] seems to have had no doubt that everybody in such a situation would choose to practise the technique of silent reading.“

83) Knox 428: „Obviously they could have been required to read the tablets aloud, but this was *lenissimum genus admonitionis* – they were to be spared public exposure [...]. The word *taciti*, far from justifying the conclusion that silent reading of such a memorandum was abnormal, specifies the *lenitas* of the reprimand.“

Hilfsannahme, zu der man ohne weitere Anhaltspunkte ungern Zuflucht nehmen möchte.

Folgende Lösung liegt dagegen auf der Hand: Die Getadelten sollten davor bewahrt werden, durch (Laut-)Lesen der *pugillares* vor den Umstehenden den Inhalt der Rüge in aller Öffentlichkeit (*coram*) selbst auszulaudern! Da sie hieran kaum ein Interesse haben konnten (= absichtliches Vorlesen), muß die ausdrückliche Anweisung gegen ein unwillkürliches Verhalten gerichtet sein. Die Angabe *taciti* ist also gerade ein deutlicher Hinweis darauf, daß das laute bzw. halblaute Lesen der zu erwartende, hier zu befürchtende ‚Normalfall‘ war.<sup>84</sup> In gewisser Hinsicht ist dies die Geschichte der Kydippe in ihrer ‚historischen‘ Variante.

Die zweite Textstelle wurde von Burnyeat emphatisch zum Hauptzeugnis für die Gewohnheit des Leiselesens erhoben: als „clear proof that long before Augustine met Ambrose it was normal practice among educated people to read to themselves in silence.“<sup>85</sup> Es handelt sich um einen Ausschnitt aus dem *Kriterion*, einer erkenntnistheoretischen Schrift des Mathematikers und Astronomen Klaudios Ptolemaios aus Alexandria (2. Jh. n. Chr.). In einem Abschnitt, der nach einer möglichen Mitwirkung der Sprache fragt und schließlich zu dem Ergebnis kommt, daß sie zum Erkennen der Wahrheit nichts Entscheidendes beitrage, vielmehr die Vernunft allein hierfür genüge (Kap. 4–6), fällt folgende Äußerung (Ptol. *judic.* 5,1 f. = S. 8,13 ff. Lammert):

πρὸς μὲν γὰρ τὸ κρίναί τι καὶ εὐρεῖν αὐτὸ ἕκαστον, ὃ τῆς διανοίας ἐνδιάθετος αὐτάρκης· καὶ οὐδὲν ὁ προφορικὸς ἐνταῦθα συμβάλλεται· θορυβεῖ δὲ μᾶλλον καὶ περισπᾶ τὰς διασκέψεις, ὅταν ἐνεργῇ, παραπλησίως ταῖς αἰσθητικαῖς κινήσεσι· διόπερ ἐν τε ταῖς ἡρεμίαις καὶ ταῖς ἡσυχίαις μᾶλλον εὐρίσκομεν τὰ ζητούμενα καὶ κατὰ τὰς ἀναγνώσεις αὐτάς, ἂν σφόδρα τισὶν ἐπιστήσωμεν, ἡσυχίαν ἄγομεν· πρὸς δὲ τὸ τοῖς ἐντυγχάνουσι ποιεῖσθαι τὰς τῶν ἐσκεμμένων παραδόσεις, ἢ διάλεξις χρησίμη.

In Hinsicht darauf, etwas zu unterscheiden und ein jegliches selbst aufzufinden, genügt der der Denkkraft innewohnende Logos sich selbst. Keinen Nutzen bringt dagegen hier der geäußerte Logos; eher stört er die Betrachtungen und lenkt sie ab, wenn er am Werke ist, ganz ähnlich wie die sinnlichen Wahrnehmungen. Darum finden wir eher in der

84) Diese Erklärung bereits bei Lebek (wie Anm. 82) 65 mit Anm. 44.

85) Burnyeat 74 ff. Zuvor bereits behandelt von A. Brinkmann, *Scriptio continua* und anderes, *RhM* 67 (1912) 620 Anm. 1 sowie von Balogh 105 Anm. 27.

Einsamkeit und in der Ruhe das, was wir suchen, und bei den Lesevorgängen selber, wenn wir uns intensiv mit den Dingen befassen, sind wir ruhig. Für die Vermittlung der gewonnenen Erkenntnisse an andere hingegen ist die Unterredung von Nutzen.

Schon der einschränkende Bedingungssatz ἄν σφόδρα τισὶν ἐπιστήσωμεν muß Bedenken dagegen wecken, mit Burnyeat diesen Satz ohne weiteres als „straightforward statement about reading in general“ zu nehmen.<sup>86</sup> Die Stelle lohnt indes ein näheres Hinsehen. Um die Aussage über das Lesen richtig bewerten zu können, muß man ihre Einbindung in den Argumentationsgang berücksichtigen, der darum in seinem Verlauf und mit seinen Implikationen kurz nachgezeichnet werden soll.

Ptolemaios hat zuvor die Unterscheidung zwischen dem ‚inneren Logos‘ (λόγος ἐνδιάθετος) und dem ‚geäußerten Logos‘ (λόγος προφορικός oder διαλεκτικός) getroffen (Kap. 3). Durch ein Bild aus dem Gerichtswesen macht er dort klar, was gemeint ist: Der Beratung und Urteilsfindung des Richtergerremiums einerseits sowie der Verkündung des Urteils andererseits verglichen handelt es sich um die ‚innere Sprache‘ der Gedankentätigkeit und die ‚äußere Sprache‘ der gesprochenen Rede.<sup>87</sup>

An der oben zitierten Stelle wird die These von der Selbstgenügsamkeit des λόγος ἐνδιάθετος gegenüber der Nutzlosigkeit des προφορικός zunächst abstrakt formuliert. Hierbei wird ein Vergleich gezogen: Die stimmliche Verlautbarung stört die Gedanken ebenso wie die sinnliche Wahrnehmung (παρὰ πλεονεξίας ταῖς αἰσθητικαῖς κινήσεσι). Das Tertium comparationis ist hierbei zweifellos die Überschreitung der Grenze zwischen ‚innen‘ und ‚außen‘ des denkenden Subjekts, wie denn in dem eben genannten Gerichts-Bild die Wahrnehmung (αἴσθησις) mit dem δημηγόρος gleichgesetzt wird, der durch seine Reden das Richterkollegium beeinflusst;<sup>88</sup> das eigene Sprechen wird gewissermaßen als lautliche Ablenkung von innen, als selbst erzeugter Lärm gesehen.

Der folgende διόπερ-Satz hat begründenden Charakter. Ptolemaios appelliert nach der abstrakten Argumentation an die reale Er-

86) Burnyeat 74, ohne weitere Erläuterung.

87) Ptol. jud. 3,2: (ἔοικε) ... τούτου [scil. τοῦ λόγου] δ' ὁ μὲν ἐνδιάθετος καὶ διανοητικὸς τῷ συμβουλίῳ καὶ τῷ τέλει τῆς γνώμης· ὁ δὲ διαλεκτικὸς τῇ ἀποφάσει καὶ ἀνακηρύξει τῆς κρίσεως.

88) Ptol. jud. 3,1. ἔοικε ... τὰ δ' αἰσθητήρια τοῖς ὑπομνήμασιν· ἢ δ' αἴσθησις τοῖς δημηγόροις· ἢ δὲ φαντασία ταῖς ῥητορείαις αὐταῖς.

fahrung des Lesers, um das Evidenzerlebnis hervorzurufen. Die kleine Szene, die man sich darum ganz plastisch vorstellen muß, knüpft an das Letztgenannte an: Den Sinneseindrücken ist man ja ständig ausgesetzt. Darum sucht man einsame und stille Orte auf (ἡρεμία, ἡσυχία), um mit weniger Ablenkung konzentrierter (μᾶλλον) arbeiten und nachdenken zu können.<sup>89</sup> Auf den eigentlichen Erörterungsgegenstand zurückkommend (die Störung durch die Sinneseindrücke war ja nur das Analogon), das geäußerte Wort, setzt Ptolemaios die Szene gewissermaßen *a minore* mit dem Beispiel des Lesens fort.

Aus dem analogen Aufbau der Beweisführung ist klar ersichtlich, daß das stille Lesen hier als ein Sonderfall betrachtet wird. Man sucht die Ruhe und Stille (ἡσυχία, der ‚Sonderfall‘) auf, wenn man sich einer unruhigen Umgebung und deren Sinneseindrücken (= dem ‚Normalfall‘) entziehen und nachdenken will; ebenso verfällt man in Stille (ἡσυχίαν ἄγομεν, der ‚Sonderfall‘), wenn man sich während des Lesens der Störung durch die gesprochene Sprache (= dem ‚Normalfall‘) entzieht und sich auf eine bestimmte (durch den Text nahegelegte) Frage konzentriert. Konkret kann der Bedingungssatz ἂν σφόδρα τισὶν ἐπιστήσωμεν nur bedeuten, daß man ganz langsam liest, immer wieder stockt (die Verwendung von ἐπιστάναι ‚bei etwas verharren‘ nähert sich fast dem ursprünglichen Sinn: in der Lektüre ‚steckenbleiben‘), schließlich in Schweigen verfällt. Von dem ‚normalen‘ kontinuierlichen Lesen zum Zwecke der Informationsaufnahme ist diese ‚besondere‘ Leseweise in der Argumentation selbst klar getrennt.<sup>90</sup> Es ist also gerade die Unüblichkeit des Schweigens, die belegt, daß der λόγος προφορικὸς keinen Nutzen für die Erkenntnis bringt, wohingegen er zur Vermittlung der Erkenntnisse dienlich ist.

Das mindeste, was man hiernach der Ptolemaios-Stelle entnehmen wird, ist die Einsicht, daß sie für eine ‚Gewohnheit des stil-

---

89) Vgl. Quint. inst. 10,3,25: *Demosthenes melius, qui se in locum ex quo nulla exaudiri uox et ex quo nihil prospici posset recondebat, ne aliud agere mentem cogere oculi. ideoque lucubrantibus silentium noctis et clusum cubiculum et lumen unum uelut tectos maxime teneat.*

90) Dieser Umstand wird von Burnyeat nicht berücksichtigt, wie auch seine Übersetzung zeigt: „That is why it tends to be in states of peace and quiet that we discover the objects of our inquiry, and why we keep quiet when engaged in the readings themselves (sc. the readings required for research?) if we are concentrated hard on the texts before us“, 74 (der Einschub stammt von Burnyeat selber). Unangemessen die ebd. 75 f. geäußerte Kritik an Brinkmann und Balogh, die den Sinn der Stelle richtig erfaßt haben.

len Lesens‘ keine Beweiskraft hat: Entfällt die im ἔόν- Satz gegebene Bedingung, so mit ihr auch die Folge. Eher ist die Stelle umgekehrt ein Hinweis darauf, daß auch Ptolemaios von lautem Lesen als dem Normalfall ausgeht, denn man wird erwarten dürfen, daß er die Wirkung des λόγος προφορικός an einem Beispiel demonstriert, mit dem das ‚geäußerte Wort‘ auch üblicherweise verbunden wird (vgl. die oben nach Dionysios Thrax zitierte Definition des Lesens als προφορά).

Eine Gegenprobe liefert Quintilian, dem es bei seiner Anleitung zum Auswendiglernen gerade nicht auf das Nachdenken, sondern auf das wortgetreue Speichern der vorbereiteten Rede ankommt. Hierfür soll man sich den auf Wachstafeln fixierten Entwurf einprägen, und zwar vor allem auch optisch, mit allen Änderungen, Zusätzen und Betonungszeichen (entsprechend der antiken Mnemotechnik, die sich stark am Optischen orientiert). So kann dann der Vortrag auf den Spuren des Konzepts gleichsam abgelesen werden. Das laute Lesen ist ein Mittel, den Geist von seinem freien Spiel abzuhalten und in feste Bahnen zu lenken (Inst. 11,2,33):

*ediscere tacite (nam id quoque est quaesitum) erat optimum, si non subirent velut otiosum animum plerumque aliae cogitationes, propter quas excitandus est uoce, ut duplici motu inueter memoria dicendi et audiendi. sed haec uox sit modica et magis murmur.*

Stumm auswendig zu lernen (denn auch diese Frage ist aufgetaucht) wäre sehr gut, wenn nicht den gleichsam müßigen Geist dabei meistens andere Gedanken beschlichen, derentwegen er mit der Stimme ange-regt werden muß, so daß das Gedächtnis von dem zwiefachen Antrieb des Sprechens und des Hörens profitiert. Doch sei die Stimme hierbei von gemäßigter Lautstärke und mehr ein Murmeln.

Ptolemaios hebt auf die Stille ab, da die Bedeutungslosigkeit des gesprochenen Wortes für die Erkenntnis Ziel seiner Argumentation ist. Auch Augustin deutet das Leiselesen des Ambrosius als Zeichen der Konzentration und Anspannung: *quis enim tam intento esse oneri auderet?* (Conf. 6,3). Doch findet sich ebensogut die Vorstellung verbreitet, daß ‚Denkarbeit‘ von Gemurmel begleitet ist.<sup>91</sup> Mit Verallgemeinerungen muß man also auch in diesem Falle zurückhaltend bleiben.

91) Persius beschreibt in einer oft aufgegriffenen Formulierung die wunderlichen Philosophen, *murmura cum secum et rabiosa silentia rodunt* (Sat. 3,81), vgl. den Kommentar von W. Kißel, Heidelberg 1990, z. St. mit weiteren Belegen.

## VI. Schluß

„Diese bunte Reihe von Stellen [...] muß uns zunächst genügen; es scheint damit zumindest soviel erwiesen, daß zwischen der antiken und der modernen Art des Lesens und des Schreibens wesentliche Unterschiede bemerkbar sind. Der Mensch des Altertums las und schrieb in der Regel laut; das Gegenteil war zwar nicht unerhört, doch immer eine Ausnahme.“

Diese resümierenden Worte sind nicht etwa für diesen Aufsatz entstanden, sondern vor mehr als 70 Jahren von Josef Balogh unter seine Abhandlung gesetzt worden.<sup>92</sup> An ihnen ist nach den voranstehenden Darlegungen – jedenfalls was das Lesen angeht, das Schreiben wurde hier ja nicht behandelt – nichts Wesentliches zu ändern. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Erforschung antiken Lesens in den Jahrzehnten seitdem auf der Stelle getreten hätte. Es wird vielleicht aber deutlich, daß ältere Forschungspositionen durch ihr Alter nicht automatisch diskreditiert werden. Baloghs Ergebnis hat – im Kern – einer neuerlichen Überprüfung mit anderen Methoden standgehalten.

Damit jedoch kein falscher Eindruck entsteht, sei zum Abschluß noch ein streiflichtartiger Blick auf den Fortgang der Debatte zum antiken Lesen gestattet. Dieser ist nicht nur wissenschaftshistorisch interessant, sondern zugleich auch lehrreich für Methodenwahl und Interpretationsverfahren in der Klassischen Philologie.

Baloghs grundlegende Abhandlung ‚*Voces paginarum*‘, von Eduard Nordens Bemerkung zu Augustin angeregt und von Norden selbst über Jahre hinweg „mit Rat und Tat gefördert“<sup>93</sup>, hatte, so schien es zunächst, mit aller Wucht den Fall erledigt; der Unterstützung, die Hendricksons gleichzeitige Studie leistete, hätte es kaum mehr bedurft.

Wie David gegen den Riesen Goliath trat Knox 1969 gegen Balogh an, dem in einer ‚Materialschlacht‘ gewiß nicht beizukommen war. Und wenn er ihn mit seinen spitzen Angriffen auch nicht zu Fall brachte, so legte Knox doch den Finger auf wunde Punkte in Baloghs Argumentation: Zu Recht kritisierte er die bunte An-

---

92) Balogh 220. Ganz ähnlich das Resümee bei Hendrickson 192 f.

93) Balogh 87 Anm. 7.

sammlung von Zeugnissen von der Antike bis hin zu Petrarca und Grimmelshausen, die sorglos nebeneinander verwendet werden, als lägen nicht 1500 Jahre und mehr dazwischen.<sup>94</sup> Und zu Recht kritisierte er Balogh überzogene Deutung einiger seiner Beispiele.

Was Knox nicht deutlich macht, ist die Ursache für Baloghs Tendenz, das laute Lesen so zu bevorzugen und an sich neutrale oder gar unpassende Beispiele in der Interpretation zu pressen. (Ein besonders auffälliges Beispiel ist die Plutarch-Episode Brut. 5, zu der Balogh die kaum glaubliche Deutung liefert, ein Tumult im Senat sei allein wegen Caesars schweigender Lektüre eines Briefes ausgebrochen [es war doch eher Catos Vorwurf der Konspiration, der die Sache interessant machte], und Cato [von dessen Leseroutine bereits die Rede war] hätte im Gegenzug den delikaten Brief Servilias unwillkürlich laut vorlesen müssen.<sup>95</sup>) Dies sei darum kurz angedeutet: Balogh steht – bei allem Drang zu gründlicher Erforschung – in einer ästhetisch wertenden Tradition, die von Christoph Martin Wieland über den romantischen Sprachphilosophen Adam Müller bis auf Friedrich Nietzsche und Erwin Rohde reicht,<sup>96</sup> und namentlich im letzten, das Gesamtphänomen deutenden Teil ist seine Abhandlung von kulturpessimistischer Zeitkritik („warum ist das Lesen verstummt?“)<sup>97</sup> und dem Ruf nach pädagogischer Erneuerung im Geist der ‚guten Antike‘ geprägt. Bisweilen wertende Formulierungen und Überinterpretationen ändern jedoch nichts daran, daß Balogh die große Masse der Zeugnisse ganz richtig verstanden hat, und Fehldeutungen wie das angeführte Beispiel bleiben die Ausnahme. Sein eingangs zitiertes Resümee bleibt richtig und wird davon nicht berührt.

Dennoch mögen es vielleicht diese Auswirkungen von Baloghs ‚humanistischem‘ Ansatz sein, daß Knox von ihm den Eindruck eines Eiferers hatte und sich entsprechend zum Widerspruch gereizt sah. In einem Punkt allerdings schoß Knox deutlich zu weit, indem er Balogh nämlich die Behauptung unterstellte, die

---

94) Knox 424 und 434.

95) Balogh 92 f. und 101 f. Hiergegen auch Knox 431 f. Während der Senatsitzungen wurde ganz üblicherweise sehr viel gelesen und geschrieben (Konzeption der Anträge!), was mindestens mit verhaltener Lautstärke erfolgen mußte, um den Ablauf nicht zu stören; dies galt selbstverständlich erst recht für Privatsachen.

96) Einen guten Aufschluß dieser Tradition bietet die Studie von Bickenbach (wie Anm. 1).

97) Balogh 221.

Menschen der Antike hätten (abgesehen von wenigen Ausnahmen) nicht leise lesen können. Ob diese Unterstellung (die dann an einigen Beispielen spektakulär ad absurdum geführt wird) eine polemische Zuspitzung von Baloghs Überinterpretationen darstellt<sup>98</sup> oder ob es sich vielleicht um ein echtes sprachliches Mißverstehen handelt (der Ungar Balogh schreibt ein vorzügliches, jedoch etwas altertümliches Deutsch), jedenfalls ist sie schlichtweg unzutreffend. Vergleichen wir nur Knox' einleitende Zusammenfassung mit Baloghs eigenem Resümee, das soeben zitiert wurde: „Balogh's insistence that silent reading was not just unusual but almost unheard of seems to go too far.“<sup>99</sup>

Knox' Beitrag wurde aufgrund seiner Polemik zumindest innerhalb der Klassischen Philologie weitgehend abgelehnt, und mit ihm blieben auch die berechtigten Einwände gegen Balogh unbeachtet.<sup>100</sup> Allein der Kampf gegen die vermeintliche Leugnung des antiken Still-Lesens<sup>101</sup> wird nun von seinen Nachfolgern mit anderen Waffen weitergeführt.<sup>102</sup> Ihnen geht es nun darum, sogar die weite Verbreitung des leisen Lesens zu erweisen. Die von Knox andeutungsweise suggerierte Trennung der Leseweise nach Textsorte

---

98) So wohl Knox 432: „In other words, Cato, like Balogh's *Cytippe* (but unlike *Caesar*) could not read silently at all.“

99) Knox 421 (Hervorhebung von mir), vgl. auch 428: „[Balogh] comes close to suggesting that for the overwhelming majority of ancient mankind [...] silent reading [...] was impossible.“ Bezeichnenderweise bezieht sich Knox in seinem eigenen Schlußresümee (435) nicht auf Baloghs differenziertes Ergebnis, sondern auf dessen Ausgangsfrage: „Kann bewiesen werden, daß das Altertum alles, was wir heute stumm für uns lesen, stets laut las?“ (Balogh 87), um dann „with a resounding ‚No!‘“ zu antworten.

100) Vgl. oben Anm. 4; Lefèvre räumt Knox' Kritik eine „teilweise“ Berechtigung ein (ebd. 15 Anm. 31), was jedoch über die Andeutung nicht hinausgeführt wird.

101) Gavrilov 56 formuliert als namentlich auch in Deutschland lokalisierte *Communis opinio*: „Either they were not able to read silently, or they felt no need to do so, or they did not enjoy doing it even when they were alone.“ Vgl. auch die folgende Anm.

102) Gavrilov und Burnyeat geben sich, mit ausdrücklichem Bezug auf die Vernachlässigung von Knox, auch im Ausdruck kämpferisch: „... to attack the interpretative strategies employed to set up the thesis that the ancients had little or no use for silent reading“ (Gavrilov 61); Augustin gilt als „the chief weapon used to minimize or deny the practice of silent reading“ (66); vgl. „the thesis combatted here“ (72). Burnyeat von seinem ‚Hauptzeugnis‘: „As such, it refutes at one blow the army of scholars, both before and after Balogh, who have proclaimed ‘the extreme rarity of silent reading in antiquity’“ (74).

wird dabei als Grundmuster aufgegriffen, das als ‚literarisch‘ qualifizierte laute Lesen in der Argumentation beiseitegeschoben.

Auffällig ist das punktuelle Vorgehen. Gavrilo konzentriert sich stark auf die Augustin-Stelle Conf. 6,3, die als einzige Knox als Beleg für ‚Still-Lesen als Auffälligkeit‘ hatte gelten lassen.<sup>103</sup> Nach der vermeintlichen Widerlegung dieses „Mythos“<sup>104</sup> scheint das letzte Hindernis aus dem Weg geräumt (gerade als ob dies der einzige Anhaltspunkt für das üblicherweise laute Lesen gewesen wäre).

Zur Füllung der vermeintlichen Leerstelle bemüht sich Gavrilo wie auch Burnyeat darum, Fälle von Leiselesen nachzuweisen (gerade als ob dessen Existenz zuvor bestritten worden wäre). Für deren Deutung beruft er sich, wie bereits erwähnt, auf Erkenntnisse der modernen Lesepsychologie: „In particular, it has been confirmed that good readers everywhere [sc. in cultures which use different writing systems] read silently more rapidly than orally.“<sup>105</sup> Er geht also davon aus, daß im interkulturellen Vergleich eine menschliche Grundkonstante gefunden wurde, die auf die antiken Verhältnisse übertragen werden kann; in diesem Sinne wird, nach gewissen Wahrscheinlichkeitserwägungen, das stille Lesen der gesammelten Stellen als ‚Normalfall‘ postuliert.

Hier spätestens müssen stärkste Bedenken angemeldet werden. Erstens: Nur durch die schrittweise Verengung kann der Eindruck entstehen, daß die gesammelten Fälle von stillem Lesen ein nennenswertes Gewicht im Rahmen der Zeugnisse über antikes Lesen hätten. Tatsächlich sind jedoch die Stellen, an denen eindeutig leise gelesen wird, im Vergleich verschwindend wenige. Bei Rückschlüssen auf die Gesamtheit der Lesefälle darf dies nicht außer acht bleiben.<sup>106</sup> Gerade dies aber geschieht bei Gavrilo und auch bei Burnyeat, die in ihrer Argumentation die Evidenz des lauten Lesens und die Ergebnisse der diesbezüglichen Forschung ganz an den Rand drängen. Zweitens ist die Adaption von Ergebnissen einer externen Wissenschaft, wenn überhaupt geeignet,<sup>107</sup> dann nur

103) Knox 422 und 435; Gavrilo 61–66.

104) Burnyeat 76.

105) Gavrilo 58, mit Hinweis auf W.S. Gray (wie Anm. 7) 13.

106) Gavrilovs Rückschluß („if allusions to silent reading are not numerous [...], the moral is not that the praxis was rare, but that it was trivial and of no interest at all“[69]) bleibt mitsamt den darauf gegründeten Verallgemeinerungen nach dem in Abschnitt I Dargelegten natürlich nicht haltbar.

107) Angesichts der oben beschriebenen Spezifika der antiken Schrift, gewissermaßen ein phonetisches Alphabet in *Scriptio continua*, ginge man gerne sicher,

solange sinnvoll, wie sich das Material dem mühelos fügt. In unserem Fall hat sie nicht viel weiter getragen, da die angeführten Ergebnisse auf die Mehrzahl der Zeugnisse nicht anwendbar sind. Allenfalls hat sie dazu angehalten, unseren Blick für die antiken Zustände zu schärfen.

Die Fäden laufen zusammen in Gavrilovs Schlußwort, das mit dem Ergebnis der überkulturellen Leseforschung eng gekoppelt ist: „[T]he phenomenon of reading itself is fundamentally the same in modern and in ancient culture. Cultural diversity does not exclude an underlying unity.“<sup>108</sup> Der Prüfung mit den eher traditionellen Methoden der Klassischen Philologie, der Deutung ‚aus dem System heraus‘ hat diese Aussage nicht standgehalten. Für unsere eigene Erkenntnis bringt die Antike jedoch oft auch gerade da, wo sie ‚anders‘ ist als unsere Zeit, den größeren Nutzen. Das Lesen spielt in der Kultur der Antike eine eminent wichtige Rolle, aber zweifellos eine andere als in unserer modernen Informationsgesellschaft.

Köln

Stephan Busch

---

daß bei den angeführten Studien tatsächlich ein vergleichbares Schriftsystem mit-untersucht wurde. Hierzu nichts bei Gavrilov. (Die Studie von Gray sowie die von Gavrilov zitierte russische Literatur konnte ich nicht einsehen.) Sehr differenzierte Überlegungen zu diesem Themenkomplex allerdings jetzt auch bei Saenger (wie Anm. 40) 1 ff., der in seiner ‚Introduction‘ (1 ff.) den Zusammenhang zwischen Schrifttyp und lautem bzw. leisem Lesen überzeugend begründet.

108) Gavrilov 69.